

D.Lit.

1731

Rara



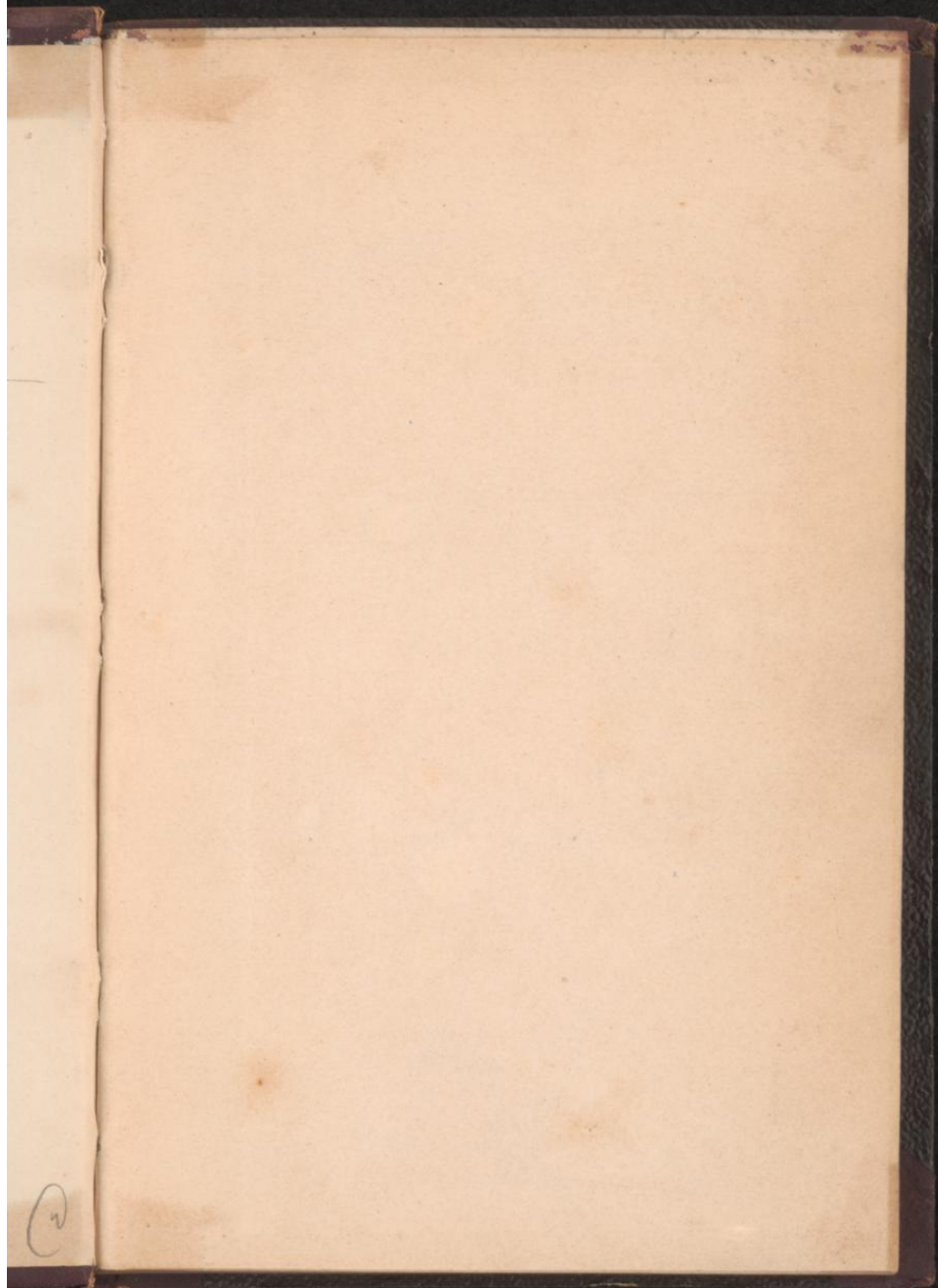
Preis der Materie 6 3/4  
Einband 6  

---

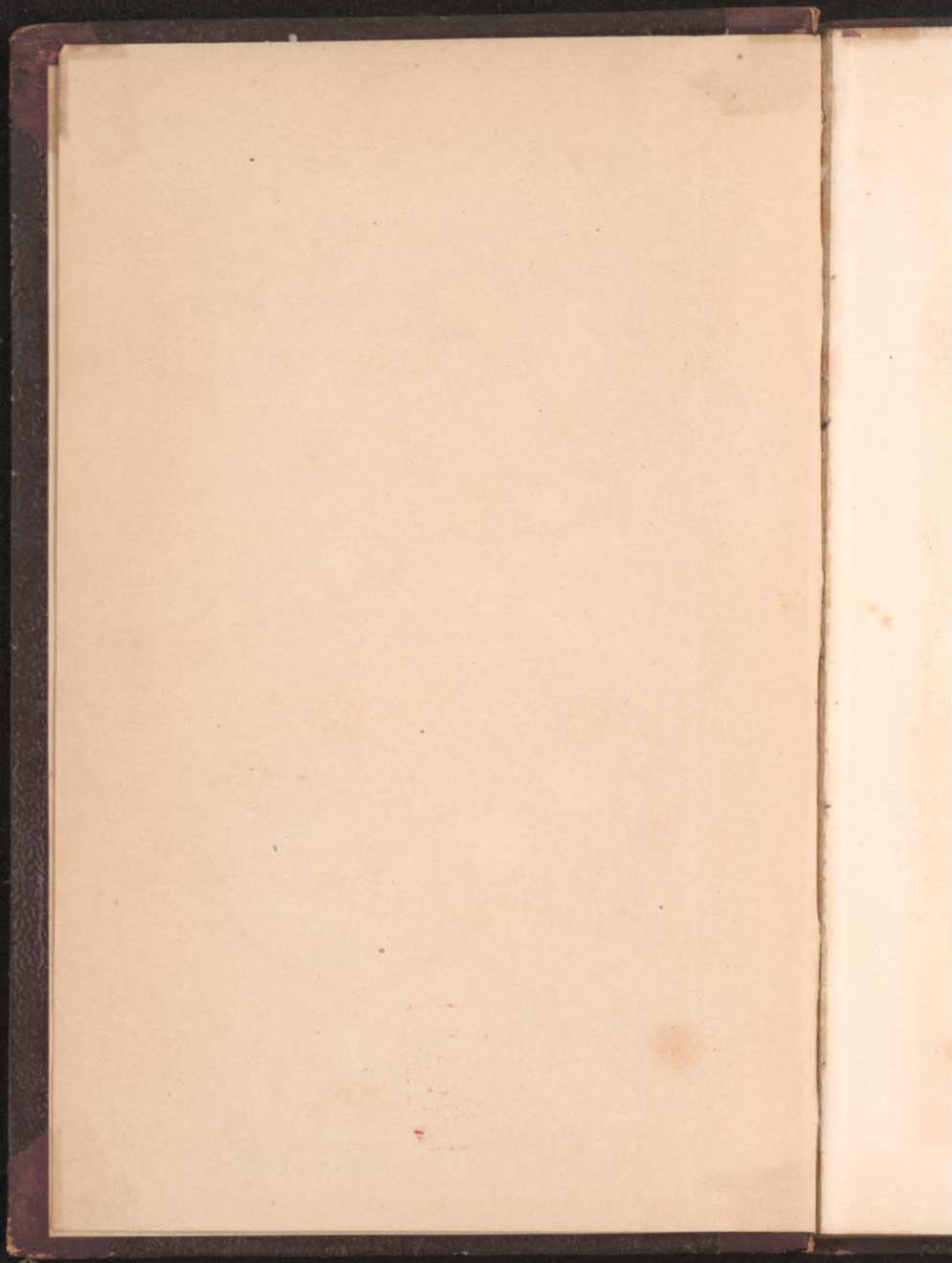
Summe 12 "

Nicht ausleihbar

(2)



2



LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF



Ein Reiseabenteuer aus Mexico.



Gottes S  
Das Buch  
Die Reise  
Seyblig i  
Bei Kost  
Der Schl  
Der Stei  
Der Heime  
Betrachtu  
Johann V  
Der Glod  
Glodent  
Das Rad  
Ein Bild  
Wie der f  
Des Kind

R

Deutscher  
**Jugend-Almanach.**

Ein  
 Geschenk für fleißige Kinder

von  
 Ph. Jac. Reumer.

Neue Folge.

V. Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

|  | Seite |  | Seite |
|--|-------|--|-------|
| Gottes Hand . . . . .                          | 1     | Was ein Pfennig einbringt . . . . .  | 37    |
| Das Buch der Natur . . . . .                   | 3     | Deutschland nach dem dreißigjähr. Kriege . . . . .                                       | 38    |
| Die Reise durch's Leben . . . . .              | 4     | Untreue schlägt ihren eigenen Herrn . . . . .  | 41    |
| Seydlitz in der Schlacht bei Rosbach . . . . . | 8     | Das buchstabirende Kind . . . . .  | 42    |
| Bei Rosbach . . . . .                          | 11    | Stützen aus Merito . . . . .   | 44    |
| Der Schlangenbeschwörer . . . . .              | 12    | Der wackere Abc-Schäpe . . . . .   | 49    |
| Der Fleibaum . . . . .                         | 14    | Die Spinne . . . . .   | 50    |
| Der Steinbock . . . . .                        | 14    | Das treue Hofs . . . . .   | 53    |
| Der kleine Schäpe . . . . .                    | 16    | Feyer des heiligen Oftermorgens in der<br>griechisch-christl. Kirche zu Moskau . . . . . | 54    |
| Betrachtungen über ein Vogelnest . . . . .     | 17    | Auf dem Kirchhofe . . . . .  | 56    |
| Johann Peter Hebel . . . . .                   | 19    | Mittel, alt zu werden . . . . .  | 56    |
| Der Glockengiesser . . . . .                   | 20    | Die neue Coa . . . . .   | 57    |
| Glockentöne . . . . .                          | 23    | Fraue, schaue, Wem? . . . . .  | 59    |
| Das Nachtlager in der Wabtschente . . . . .    | 24    | Der Säemann . . . . .  | 60    |
| Ein Bild aus China . . . . .                   | 27    | Die Deputation . . . . .   | 61    |
| Wie der Fuchs den Löwen überlistet . . . . .   | 34    | Räthsel . . . . .  | 62    |
| Des Kindes Bitte . . . . .                     | 35    |  |       |

*Verkauft* Mit vier Steinzeichnungen. *J. J. Fallmann*

Wesel, 1861.

Druck und Verlag von A. Bagel.

*Rava*

*D. Lit. 1731.*

*2/3*

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

*Handwritten signature*

10.1528.

*Handwritten signature*



## Gottes Hand.

1.  
Wer hat Gottes Hand geseh'n?  
Starke Hand,  
Die umspannt  
Erd' und Meer und Himmelshöh'n,  
Schöpferhand, die einst die Welt  
Hat erbaut aus ihrem Grunde,  
Die sie wandellos erhält,  
Nimmer matt bis diese Stunde,  
Saget mir, wenn ihr sie saht,  
Ihr Gebieten, herrlich Walten,  
Rasch Ergreifen, starkes Halten  
Ihres Winks gewalt'ge That.

Siehst du dort auf weitem Meer?  
So geschwind  
Treibt der Wind  
Wie zum Spiel ein Schifflein her.  
Wind und Fluth hat wildes Spiel,  
Heute hierhin, dorthin morgen,  
Und so fern ist Schiffleins Ziel  
Und der Schiffer steht in Sorgen.  
Doch zuletzt kommt's froh an's Land,  
Sturm und Fluth hat's nicht berührt,  
Weißt du, wer es hat geführt?  
Merke, das ist Gottes Hand!

Schaue jenen Säemann!  
Er bestellt  
Sich das Feld  
Klug und sorgsam, wie er's kann,  
Streuet guten Samen hin,  
Wünscht, der soll ihm Früchte bringen.  
Sprich, wer läßt nach seinem Sinn  
Nun ihm Alles so gelingen!  
Sage, wer ihm hat gesandt  
Sonnenschein und Thau und Regen?  
Merke, das ist Gottes Hand!

den sie wurden, Gott, der Herr, der da war und ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Gott, der Herr, erweckt in unsern Herzen durch die Natur eine Ahnung der Liebe, welche die Dinge schuf, welche sie jetzt noch erhält, welche uns liebte, ehe der Welt Grund gelegt war. Die stille Betrachtung der Natur gibt dem Gemüthe Ruhe und innere Zufriedenheit. Einem verstehenden, liebenden Herzen ist die ganze Natur eine Gleichnißrede, wie sie Christus seinen Jüngern und dem Volke vortrug; doch wie diese oft die Gleichnißreden des Herrn nicht verstanden, bis ihnen der Herr selbst den Schlüssel dazu in's Herz gegeben hatte, so kannst du auch ohne das Wort Gottes die Natur und ihre Gleichnißreden nicht recht verstehen. Laß dich durch das Wort Gottes in die rechte Erkenntniß der Sprache Gottes in der Natur Gottes leiten. Die Natur führt zur Erkenntniß Gottes, des allmächtigen, allweisen, allgegenwärtigen, allgütigen, allliebenden Schöpfers Himmels und der Erde; das Wort Gottes aber führt uns höher und tiefer zu dem in Christo mit dem Menschengeschlechte wiederverföhnten Vater.

### Die Reise durch's Leben.

Ein Wanderer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte. Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmal so viele Wege vor sich sah, daß er selbst nicht wußte, welchen er wählen sollte. Wie er nun so unentschlossen dastand, trat ein freundlicher Greis zu ihm und fragte ihn, wohin er wolle? Der Wanderer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich, sein Führer zu sein, wenn er ihm folgen wolle. Aus seinen Augen leuchtete etwas Majestätisches und Liebevollnes hervor, welches dem Wanderer so gleich ein solches Zutrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie gingen also miteinander fort. — Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien schön am Himmel; die Vögel sangen in der Luft; in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte vom Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch Blumenfelder hin. Rund umher erblickte man Nichts, als eine reizende Ebene, außer wenn man gerade vor sich hin sah: da war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmerte, den man aber, wegen seiner weiten Entfernung, nicht bemerken konnte.

„wie  
wir n

„der  
überst

„und  
so ga  
Hügel

und r  
sich v  
Stein  
in tie  
wieder  
ihre t  
ten si  
zu ver  
Berg

nen f  
könnte  
unmö

schlan  
mich  
Stadt  
gedent  
Dir f  
folge

schreck  
Desse  
wenig  
„Sei  
unter  
annu  
und i  
woller

— „Ach, wie schön,“ rief der Wanderer voll Entzücken aus, „wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln!“

— „Siehst Du in der Ferne jenen Hügel?“ fragte der Greis; „der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen.“

— „O, der ist ja noch weit entfernt,“ sagte der Wanderer; „und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wohl so gar mühsam nicht sein, weil es nur ein kleiner, unbedeutender Hügel ist!“ —

Als sie noch so sprachen, fing der Weg an, etwas unebener und rauher zu werden, als er im Anfange war. Anstatt daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt oft über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlor sich zuweilen in tiefen Sand und kam auf einem dürren, steinigen Erdreich wieder zum Vorschein. Die Sonne stieg höher und begann schon ihre brennenden Strahlen senkrecht herabzuschleßen. Indeß näherten sie sich auch dem Hügel. Dieser schien sich bei jedem Schritte zu vergrößern und stellte sich ihnen zuletzt als einen hohen, steilen Berg dar, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte.

Dieser fing nun an, kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, „ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil es doch bei dieser brennenden Sonnenhitze wohl unmöglich wäre, ihn zu übersteigen.“

„Hier geht gleich ein Weg ab,“ sagte der Greis, „der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon Mancher hat mich hier verlassen und diesen Weg erwählt, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin Du jetzt auch gedenkest. Willst auch Du mich hier verlassen, so steht es Dir frei; glaubst Du aber, daß ich es gut mit Dir meine, so folge mir!“

Der Wanderer traute seinem Führer und folgte ihm.

Wie sie an den Berg hinantamen, war er wirklich nicht so schrecklich steil, wie er ihnen vor Kurzem noch geschienen hatte. Dessen ungeachtet wollte sich der Wanderer alle Augenblicke ein wenig ausruhen. Sein Führer sprach ihm Muth ein und sagte: „Sei nur getrost, wir kommen nun bald auf den Gipfel; bergunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus dem Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erst werden

hinter uns haben!" — — Wenn nun der Wanderer träge und müde wurde, so dachte er nur an das anmuthige Thal und wurde auf einmal wieder fröhlich und munter. Auf diese Weise erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten; auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herumzog, immer weiter von der rechten Straße abging und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte. Nun dankte der Wanderer seinem Führer herzlich, daß er ihm von diesem Wege abgerathen hatte. Vor sich sahen sie nun das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien; in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehrere Berge zeigten, wovon einer immer höher, als der andere war.

„Laß Dich nicht durch dies anmuthige Thal zu sehr anlocken,“ sagte der Greis, „und denke, daß wir uns darin doch nur erquicken wollen, damit wir über jene Berge unsern Stab weitersetzen können; denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um zu reisen!“

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen in's Thal hinab, setzten sich unter einen Baum und labten sich an der süßen Quelle und an den schönen, reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

„So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit,“ sagte der Greis, „aber die Arbeit nach dem Genuße ist nicht weniger angenehm; darum laß uns aufstehen und unsere Reise fortsetzen; denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen!“

Nun ging ihre Reise gut von Statten; auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte immer ein kleines, anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konnten; am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen, sobald die Sonne aufging, waren sie schon wieder reisefertig und machten sich auf den Weg. So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche gingen, nun immer näher kämen. Oft schien sich ihr Weg in unabsehbare Krümmungen zu verlieren; allein ehe man es sich versah, schlängelte er sich wieder schön und gerade vor ihnen auf der Ebene hin. Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg zu kommen, den sie

vor fi  
des F  
daß z  
konnte

beiden  
Augen  
ein Z  
kamen  
men,  
Wand  
ihn ni  
gehen

still u  
wande  
Luft u  
Stirn  
lich a  
Ende,  
wo D  
Deine  
zu em  
ein d  
Blicke  
wird;  
ich n  
Deine

Thal  
Allein  
hinab  
und i  
nen s  
als i  
sonde  
ihn  
durch  
ein l  
Witt

vor sich sahen; allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsch hinauf, so daß sie ihn, wider alles Vermuthen, ganz bequem ersteigen konnten.

Einmal aber gingen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hingen große Felsenstücke, welche alle Augenblicke herab zu stürzen drohten. Den Wanderer überrann ein Zagen; allein sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch; die Felsen stürzten nicht über ihnen zusammen, und die drohende Gefahr verschwand. Nun setzte der Wanderer ein recht volles Zutrauen auf seinen Führer, und hätte ihn nicht verlassen, wenn er auch durch's Feuer mit ihm hätte gehen sollen. —

Eines Tages war es recht heiteres Wetter, und Alles ganz still um sie her; sie hatten einen rauhen Weg zurückgelegt und wandelten nun auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirne abtrocknete. Da blickte der Greis den Wanderer freundlich an, und sagte: „Sei getrost! Unsere Reise geht nun bald zu Ende, und ehe Du es ahnest, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo Deine Freunde, die Du dort antreffen wirst, sich schon auf Deine Ankunft freuen und bereit sind, Dich mit offenen Armen zu empfangen. Aber zittere nicht! Wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden und der Boden unter unseren Füßen weichen wird; dann halte Dich nur fest an mich und fürchte Nichts; denn ich werde Dich glücklich hindurch führen und bis an den Ort Deiner Bestimmung bringen!“

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen eröffnete. Allein der Wanderer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab. Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwanden: da konnte er seinen Führer fast nicht mehr sehen; er hielt sich fest an ihn, und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinem Führer, und dieser führte ihn sicher und brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch. Plötzlich ging eine schöne Sonne auf; am Himmel glänzte ein heller Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbefreiblichen Schönheit.

## Seydliß in der Schlacht bei Roßbach.

(Mit einem Bilde.)

Seydliß, der berühmte Reitergeneral unter Friedrich dem Großen, erwarb sich in der Schlacht bei Roßbach unsterblichen Ruhm. Haben wir auch schon in frühern Jahrgängen des Jugend-Almanachs von diesem Helden Manches erzählt: so möge hier die Beschreibung der Schlacht bei Roßbach, wo er so Großes gethan, eine Stelle finden.

Als lustiges Vorspiel zum entscheidenden Kampfe bereitete Seydliß dem Prinzen von Soubise in Gotha eine Ueber- raschung. Dieser französische Prinz, ein Günstling der berühm- tigten Pompadour, kommandirte das französische Heer, wäh- rend der Prinz von Hildburghausen die Reichstruppen an- führte. Der übermüthige Franzose hatte schon nach Paris ge- meldet: er werde nächstens den König von Preußen gefangen dort hinschicken und stellte ihn seiner Gönnerin zur Disposition. „Schön!“ hatte die Pompadour gesagt, „so werden wir doch einmal einen König sehen!“ — Soubise war in Gotha ein- gerückt, wo Seydliß mit nur 1500 Mann stand, und sich deshalb zurückzog. Soubise dachte an keine Verfolgung, sondern vorläufig nur daran, sich mit seinen Genossen von den Anstren- gungen des Marsches bei einem festlichen Gelage in gewohnter Weise zu erholen. Auf dem herzoglichen Schlosse hatte man Alles zu einem glänzenden Mahl zubereitet, die Tafeln waren gedeckt und der Schmaus sollte eben beginnen, als plötzlich die Kunde erscholl, daß Seydliß vor den Thoren stehe. Der kühne Held hatte beschloffen, mit seinen fünfzehnhundert Mann den ungleichen Kampf zu wagen. Indem er eine Anzahl Husaren abziehen ließ und zu Fuß zwischen seine Schwadronen stellte, brachte er den Feinden den Glauben bei, die Infanterie, die mit dem Könige bei Erfurt stand, sei herbeigerückt. Um diese Meinung zu bestärken, mußte einer seiner Dragoner scheinbar desertiren, nach Gotha flüchten und das Gerücht verbreiten, die ganze preussische Armee sei im Anzuge. Das war zu viel für die Reichsarmee, sie lief davon, während Soubise mit seiner Gesellschaft noch bei Tafel saß. Seydliß sprengte mit einer Reiterabtheilung unter großem Geräusch und Lärmen in die Stadt, worüber der französische Feldherr dergestalt den Kopf ver- lor, daß er ebenfalls mit seiner Armee eilends Reißaus nahm.

edrich  
ansterb-  
gen des  
o möge  
Großes

bereitete  
Ueber-  
berüch-  
, währ-  
en an-  
ris ge-  
efangen  
osition.  
vir doch  
tha ein-  
and sich  
sondern  
Anstren-  
wohnter  
te man  
waren  
glich die  
r fühne  
nn den  
Husaren  
stellte,  
rie, die  
lm diese  
cheinbar  
en, die  
viel für  
it seiner  
it einer  
in die  
opf ver-  
s nahm.



Se  
Plat  
rasch  
den;  
Buh  
ziere  
Riste  
Sonn  
ganze  
viel  
aber  
dric  
vor  
worin  
eines  
Trup  
darau  
stärk  
lich 3

erhol  
wege  
greife  
eine  
ihm  
die  
melte  
und  
was  
daß e  
wache  
theilt  
für  
Treue  
und  
sterbe

so ist  
diesen  
über  
über



Seydlitz nahm mit seinen Offizieren an der herzoglichen Tafel Platz, und man ließ es sich wohlschmecken. Nur wenige der rasch entflohenen Soldaten waren zu Gefangenen gemacht worden; desto mehr Kammerdiener, Lakaien, Köche, Haarträusler, Bühlerinnen und Schauspieler. Auch die Equipagen vieler Offiziere fielen den Preußen in die Hände, und man fand ganze Kisten von wohlriechenden Wässern und Pomaden, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke u. dergl. Seydlitz überließ den ganzen Plunder seinen Husaren und Dragonern, die sich damit viel Ergötzlichkeiten machten; die Bühldirnen und Schauspieler aber ließ er dem entflohenen Feinde nachtreiben. Als Friedrich II. diesen kühnen Streich vernahm, war er außer sich vor Freude und schrieb sogleich einen Zeitungsartikel darüber, worin er zu beweisen suchte, daß Fähigkeit und Entschlossenheit eines Generals im Kriege mehr entscheide, als die Zahl der Truppen. Seydlitz aber war viel zu bescheiden, und wollte darauf allein nicht bauen, sondern bat für die Zukunft um Verstärkung; „denn das heutige Manöver,“ sagte er, „wird schwerlich zum zweiten Male gelingen.“

Nachdem die Franzosen sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt hatten, wollten sie die empfangene Scharte wieder auswegen und beschloßen, mit den Reichstruppen den Feind anzugreifen und zu schlagen. Friedrich machte am 4. November eine rückgängige Bewegung, und Soubise jammerte schon, daß ihm der König von Preußen durchgehen möchte. Da lagerten sich die Preußen zwischen Bedra und Kosbach. Friedrich sammelte alle Führer der kleinen Armee (20,000 Mann) um sich und redete sie also an: „Die Stunde ist gekommen, wo Alles, was uns theuer ist, von unsern Waffen abhängt. Ihr wißt, daß es keine Beschwerden, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtmachen und Gefahren gibt, die ich nicht bis jetzt mit Euch getheilt habe, und Ihr seht mich bereit, mein Leben mit Euch und für Euch hinzugeben. Alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Jetzt benehmt Euch wie herzhafte Leute und vertrauet auf Gott!“ — „Wir wollen mit Ew. Majestät sterben!“ war die Antwort der Krieger.

Obgleich Seydlitz der jüngste unter allen Generalen war, so übertrug ihm doch das Vertrauen des großen Königs für diesen Tag, der in der Geschichte einzig dasteht, den Oberbefehl über die gesammte Reiterei, während der König das Kommando über die Infanterie persönlich übernahm. Auch Seydlitz

sammelte die Offiziere der Reiterei um sich, um eine Ansprache an sie zu halten: „Meine Herren,“ redete er sie an, „ich gehorche dem Könige und Sie — gehorchen mir! Und nun Gott befohlen!“ — Vorwärts ging es im Trabe bei der Infanterie vorbei bis hinter das Ende des Höhenzuges; hier ließ er aufmarschiren, 15 Schwadronen im ersten, 18 im zweiten Treffen, 5 zur Seite. Kein Signal, kein lautes Wort verrieth der immer noch sorglos vor ihrer Infanterie vorantrabenden feindlichen Cavallerie die Nähe ihres furchtbaren Feindes. Noch waren die Säbel nicht gezogen, — da erschienen die 52 Schwadronen des Feindes unter dem Herzog von Broglio. Seydlitz sprengte vor die Fronte seiner Linien. Hoch empor wirft er die bis dahin dampfende Tonpfeife, das Zeichen zum Angriff, und Feder reißt den Pallasch aus der Scheide. Da schmettern die preussischen Trompeten, da klirren die Säbel der Reiter, — Marsch! Marsch! und mit gellendem Hurrah stürzen sie sich auf den verwirrten, ungeordneten Feind. Bis zur Unstrut flieht die geschlagene Reiterei und zeigt sich während der Schlacht nicht wieder. Viele werden gefangen. Seydlitz sammelt seine Schaaren, und — „Kinder, zurück! auf die Infanterie!“ ist sein Kommando, und fort stürzen die Reiter, wie zur fröhlichen Jagd. Der König hatte zugleich mit Seydlitz die feindliche Infanterie angegriffen, und die rechte Flanke bereits geworfen; da erscheint im Rücken des Feindes Seydlitz mit seiner muthigen Schaar, und ein panischer Schrecken ergreift die Franzosen und die deutschen Hilfstruppen. Die Flucht wurde bald allgemein, und nur die einbrechende Dunkelheit schützt den Feind vor weiterer Verfolgung. Es war ein Sieg ohne Beispiel; denn nicht einmal die ganze kleine Schaar der Preußen war zum Schlagen gekommen, nur sieben Bataillone hatten an der Ehre des Tages Theil, während zehn andere, unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, unthätig blieben, weil die Reichstruppen gleich bei den ersten Schüssen davon liefen. \*) — Die Schlacht, die kaum zwei Stunden gedauert hatte, kostete den Franzosen 10,000 Mann, von denen auf dem Schlachtfelde 7000 zu Gefangenen gemacht wurden, darunter 9 Generale und 320 Offiziere. Es wurden erbeutet 63 Kanonen, 22 Fahnen und Standarten und

\*) Friedrich gab bald nach der Schlacht in fröhlichster Laune seinen Offizieren dieses Räthsel auf: „Welcher deutsche Fürst hat die meiste Pracht?“ — Antwort: Der von Hildburghausen, denn er hat 50,000 Läufer.

eine  
schie  
zu k  
schid  
war  
im g  
das  
sich  
schen  
ten,  
len,  
erba

Das  
Da  
Mit  
„Fr  
Sou  
„M  
Huf  
Here

eine außerordentliche Menge Galanterie= Gegenstände. Man schien nicht ein Lager, sondern ein großes Boudoir erstürmt zu haben. Das französische Heer glich völlig der, die es geschickt hatte, der Pompadour. Der Jubel über diesen Sieg war außerordentlich groß, nicht nur unter den Preußen, sondern im ganzen deutschen Volke. Alle deutschen Herzen jubelten auf, das deutsche Nationalgefühl begann seit lange zum ersten Male sich wieder zu regen, und die Sympathieen für den großen deutschen Helden wurden immer lebhafter. Nicht bloß in den Städten, sondern in den Dörfern hörte man populäre Lieder erschallen, die nicht Poeten von Fach, sondern der gesunde Volkswitz erdacht hatte.

„Und wenn der große Friedrich kommt  
Und klopft nur auf die Hosen:

So läuft die ganze Reichsarmee,  
Panduren und Franzosen.“

Noch ein anderes Spottlied jener Zeit möge hier folgen:

Zu Friedrich mitten in der Schlacht  
Ward voller Jubel die Nachricht gebracht:

Wir haben ihn gefangen,  
Trog seiner schnellen Fülße.

„Und wen denn? Mich soll doch verlangen,  
Wer ist's denn?“ — „Ei, Monsieur Soubise.“ —

„Soubise gefangen, fürwahr, das wär'  
Den Sieg zu theuer erkaufen,  
Dann macht er keine Dummheit mehr,  
D'rum laßt ihn gleich wieder laufen.“

### Bei Kossbach.

(Gedicht von Seippel.)

Das war ein lustig Treffen bei Kossbach auf dem Feld;

Da hatten die Franzosen den alten Fritz umstellt

Mit einem Saß, den webte die Dame Pompadour,

„Fritz, Du bist doch gefangen, geh' in das Säcklein nur!“

Soubise und sechszigtausend, die hielten das Säcklein auf,

„Nun schnell heran, ihr Preußen, nun schnell und kommt zu Hauf,

Husaren und Infanteristen, Kanoniere und Kürassier,

Herein, herein in's Säcklein! Platz ist für Alle hier!“

„Wir thun euch nichts zu Leide, es wäre wahrlich Schade,  
Wir führen nach Paris hin die Potsdamer Wachtparade.  
Dann ist der Krieg zu Ende, dann werde ich — Donner noch mal!  
Sie fangen an zu schießen!“ — sprach bleich der General.

Da war ein Loch im Sacke, Herr Seydlitz brach heraus  
Mit seinen Eisenreitern, wie Donnersturmgebraus.  
„Wir laufen ja von selber, haut nicht so grimmig drein,  
Ach, wären wir erst zu Hause weit hinterm grünen Rhein!“

Noch war ein Loch im Sacke, daraus die Artill'rie  
Kartätschen und Paßkugeln dem Feind in's Antlitz spie.  
Da regnet's glühend Eisen, da hagelt's heißes Blei.  
„Das ist ein schlechtes Frühstück, ich bleibe nicht dabei!“

Da ließen den Sack sie fallen und machten die Beine lang,  
Voran weit über die Felder Marschall Soubise sprang;  
Und Wagen und Kanonen und Flinten ohne Zahl,  
Die blieben auf dem Felde zurück als Siegesmahl.

Das war ein lustig Jagen bei Rossbach auf dem Plan,  
Da wollten die Franzosen den alten Fritzen fahn,  
Da ward der Hund zum Hasen, der Hase lief zum Rhein,  
Und lustig scholl das Hufschah der Preußen hinterdrein.

### Der Schlangenbeschwörer.

Der wißbegierige Leser hat vielleicht schon einmal gelesen, wie die Gaukler in Indien allerlei Künste mit giftigen Schlangen treiben, und daß diese Künste nicht weit her sind, weil sie den Schlangen die Giftzähne ausgebrochen haben. Diesmal haben wir es aber nicht mit indischen Gauklern zu thun, sondern mit einem deutschen Schlangenbeschwörer, dessen Kunst aber auch nicht weit her war. Der rühmlich bekannte Naturforscher Lenz in Schnepfenthal machte sich an einem Sommertage des Jahres 1830 mit einigen jungen Freunden auf, um Schlangen zu suchen. Auf der Schwelle seines Hauses trat ihm ein etwa vierzigjähriger Mann entgegen, der sich ihm als Begleiter anbot mit den Worten: „Ich bin der Schlangenbeschwörer Hörsemann. Der Name war dem Naturforscher bekannt, er hatte schon die man-

nigf  
trug  
dar  
die  
gifti  
Kur  
teur  
erzä  
eige  
theil  
er f  
Hau  
Sch  
Kist  
Bes  
er c  
und  
End  
sich  
Mit  
theil  
des  
spre  
zu  
schr  
sich  
sein  
unf  
Sch  
nur  
wie  
eine  
von  
Wi  
lich  
geb  
geb  
gest

nigfachsten Dinge von ihm gehört. Hörselmann war wegen Betrugs und Meineids im Zuchthause gewesen und ernährte sich nun damit, daß er auf Jahrmärkten in den Wirthshäusern herumzog, die Taschen voll Ringelnattern und Blindschleichen, die er für giftige ausländische Schlangen ausgab, und die zu zähmen seiner Kunst gelungen sei. Lenz ließ sich die Begleitung des Abenteurers auf der beabsichtigten Schlangenjagd gefallen. Dieser erzählte, er verdanke seine Kunst der Schlangenzähmung theils eigener Forschung, theils der Unterweisung eines italienischen Arztes, theils einem kostbaren, überaus seltenen Buche, in dessen Besitz er sei. Die Schlangenjagd blieb ohne Erfolg. Lenz kehrte nach Hause zurück. Hörselmann begleitete ihn dahin und wünschte die Schlangen zu sehen, die der Naturforscher in wohlverschlossenen Kisten aufbewahrte. Beim Anblick der Gefangenen ging dem Beschwörer Herz und Mund erst recht auf. Er that, als habe er alte Bekannte vor sich, sprach auf das Vertraulichste mit ihnen und rühmte sich seiner Macht, die er über die Schlangen habe. Endlich ließ er sich eine der Kisten öffnen. In dieser lagerten sich Schlangen. Er faßte eine derselben, eine Kreuzotter, um die Mitte des Leibes und hob sie aus der Kiste. Die Schlange blieb theilnahmslos und begnügte sich, das Schwanzende um den Arm des Verwegenen zu legen. Als er aber fortfuhr, mit ihr zu sprechen und traulich mit ihr zu thun, da begannen ihre Augen zu glühen und ihre Zunge zeigte sich in heftiger Bewegung. Erschrocken rief Lenz dem Beschwörer zu, das gefährliche Thier von sich zu werfen; aber dieser hatte in seiner Selbsttäuschung, in seinem Fanatismus den höchsten Gipfel erreicht, murmelte eine unsinnige Zauberformel und steckte plötzlich Kopf und Hals der Schlange in seinen Mund. Das entsetzliche Schauspiel dauerte nur einen Augenblick. Der Gaukler riß plötzlich die Schlange wieder heraus, sein Gesicht röthete sich, seine Augen glichen denen eines Rasenden, er spie wiederholt Blut aus und brach endlich, von Todesschauern erfaßt, in das Bekenntniß aus, daß seine Wissenschaft ihn betrogen habe. Die Schlange hatte den Unglücklichen weit hinten in die Zunge gebissen. Alle Hülfe war vergebens, nach einer Stunde war er eine Leiche. Von dem angeblichen Buche wurde in Hörselmann's Nachlaß keine Spur vorgefunden.

### Der Bleibaum.

Was mag das für ein Baum sein? Wo wächst derselbe? — In einem Glas, mein kleiner Freund, und ich will's Dir sagen, wie Du Dir selbst einen solchen Baum erziehen kannst. Es ist ein gar hübsches Experiment. In den Materialien-Handlungen kann man für wenige Pfennige etwas Bleizucker kaufen; die Materialisten geben's aber den Kindern nicht, weil der Bleizucker Gift enthält. Der Bleizucker ist ein sogenanntes Bleisalz, welches die Eigenschaft hat, daß es, aufgelöst in Wasser, seine Bleitheilchen an ein Stückchen Zink anhängt. Diese Bleisfitter schießen in den mannigfaltigsten Formen aneinander und bilden gleichsam einen Baum, der ein gar hübsches Aussehen hat. Nun gut! Du sollst Dir also einen Bleibaum machen. Dein Vater besorgt Dir ein halbes Loth Bleizucker. Thue diesen in ein klares Glas, in eine helle Medicinflasche. Schütte Wasser dazu, damit sich der Bleizucker auflöst. Dann nimm ein Stückchen Zink, welches man beim Blechschläger bekommen kann, hänge es an einem Faden in die Flüssigkeit. Schon am nächsten Tage sieht man, wie sich das Blei in kleinen Krystallen an das Zink hängt. Größer und immer größer wird das Bäumchen. Die Kinder, und auch alte Leute, haben ihre Freude daran. Man stellt's auf den Schrank und wenn ein Freund kommt, so holt man das Glas herunter und zeigt seinen schönen Bleibaum.

### Der Steinbock.

Der Steinbock ist ein gar seltenes Wild, und nur durch Schonung, wie man sie dem Auerochsen, diesem Prachthier der germanischen Wälder, hat angeeignet lassen, ist er bisher in geringer Zahl doch wenigstens erhalten worden. Er findet sich gegenwärtig auf den Alpen nur noch in einem nicht gar weitläufigen Gebirge, welches die Thäler von Nosta, Cogne, Courmayeur, Severenche und Ponte in Savoyen — zwischen Monte Rosa und Montblanc — umgibt. Aus dem schweizerischen Gebiete ist er, so wie schon früher aus Graubünden, Salzburg und Tyrol, schon längst verschwunden, obgleich bereits im Jahre 1612 gesetzliche Maßregeln zu seiner Schonung getroffen wurden. Die Jagd allein kann daher wohl kaum die einzige Ursache seiner Vermin-

derung sein, denn sonst wären wohl die Gemsen auch viel seltener geworden; wahrscheinlich ist es vielmehr, daß er, wie schon Girtanner meint, durch die wachsende Bevölkerung gedrängt und auf Regionen beschränkt wird, die seiner Erhaltung nicht zusagen.

In Bau und Lebensweise hat der Steinbock viel mit der Gemse gemein; sein Körper aber ist etwas plumper, auch geben ihm die großen Hörner ein plumperes Ansehen. Man behauptet, daß die Hörner bei 20 Pfund wiegen und so weit sind, daß sie drei Maaß Wasser halten können, weshalb die Jäger sie als Trinkgeschirre benutzen. Ungeachtet dieser schweren Hauptzierde ist er nicht weniger schnell, als die Gemse, und seine Geschicklichkeit, über die steilsten Klippen zu laufen und große Sprünge zu machen, ist wo möglich noch größer. Mit größter Richtigkeit zielt er dabei nach dem Plaze, wohin er gelangen will, und fehlt ihn gewiß nicht. So sprang z. B. ein ganz junger zahmer Steinbock in Bern einem großen Manne ohne Anlauf auf den Kopf und hielt sich da mit seinen vier Beinen ganz fest. Einen andern zahmen Steinbock in Nigle sah man auf der scharfen Kante eines Thürflügels fest stehen und eine fast senkrechte Mauer hinauf klettern, ohne alle anderen Stützpunkte, als die Vorsprünge der Steine, welche der abgefallene Mörtel sehen ließ. Auch über Gletscher soll er, wenn er gejagt wird, mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit laufen; doch sucht er, wie auch die Gemse, ihnen auszuweichen. Als Waffen sind ihm, neben seiner Springkraft, die Hörner gegeben, mit denen er sich selbst gegen Wölfe zu vertheidigen im Stande ist. Der Jäger Journier, aus Wallis, war einmal Zeuge einer sehr merkwürdigen Scene von Vertheidigung dieses Thieres. Er traf sechs Steinziegen mit eben so vielen Jungen an; ein Adler schwebte kreisend über ihnen und erspähte den günstigen Augenblick, ihnen ein Junges zu rauben. Die besorgten Mütter hatten indessen, die ihnen drohende Gefahr ahnend, ihre Jungen alle unter einen etwas überhängenden Felsen zusammengetrieben und sich, wie eine Wache, vor sie gestellt, die Spitzen ihrer Hörner dem grimmigen Feinde über ihren Köpfen immer entgegen gerichtet. So wie nun der Schatten des Adlers am Boden ihnen eine andere Wendung desselben verrieth, änderten sie augenblicklich Alle, wie auf ein Kommando, die Richtung der Hörner, um keine Blöße zu geben, durch welche der Feind auf eines ihrer Kleinen hätte herabstürzen können, bis dieser endlich sein Vorhaben aufgab und davon flog.

Die Jagd des Steinbocks — im August und September — ist sehr beschwerlich und gefährvoll. Der Jäger muß, wegen der Seltenheit seines Wildes, sich gefaßt machen, 8 bis 14 Tage, Tag und Nacht, fern von allen menschlichen Wohnungen, meist unter freiem Himmel im Hochgebirge zu verbleiben. Daher wagt sich einzeln selten ein Jäger auf die Jagd; denn wenn dieselbe auch glücklich ausfällt, so erfordert schon das Tragen der schweren Beute — 180 bis 200 Pfund — Mithülfe; dabei muß er, da die Steinbocksjagd strenge verboten ist, alle von andern Menschen betretenen Pfade vermeiden. Und dennoch — so viel Reiz hat für den Menschen das Gefährliche und das Verbotene! — treibt noch jetzt, ungeachtet der verschärften Verbote, die kühne Lust oder der im Fall des Glücks zu erwartende Gewinn Jäger an, das seltene Thier zu verfolgen, welches Naturforscher und Sammler zu hohen Preisen bezahlen und dadurch selbst Ursache der immer größern Verminderung desselben werden, welches einst die Zierde unserer Alpen war, nicht den geringsten Schaden thut und durch Haut und Fleisch gleich nützlich ist.

### Der kleine Schütze.

(Mit einem Bilde.)

Schön ist wohl der Lebensmorgen  
Heit'rer, froher Jugendzeit;  
Schöner doch, wenn ohne Sorgen  
Sich das Alter kindlich freut.

Großvaters Liebling, er spielet Soldat,  
Hölzernen Säbel zur Seite er hat;  
Eine Kanon', die Großvater gemacht —  
Hui! wie es blißet und donnert und kracht!

Schwesterlein führet die Cavallerie, —  
Huh! wie der Knall hat erschrocken sie.  
Und wie ein Kind steht der Alte erfreut,  
Denkt der entschwund'nen Jugendzeit.

Und ist der Feierabend erst da, —  
Sitzen die Enkel beim Großpapa;  
Der kann erzählen der Märchen gar viel,  
Weiß zu erfinden manch' liebliches Spiel.





mber —  
egen der  
4 Tage,  
, meist  
er wagt  
dieselbe  
schweren  
er, da  
Menschen  
leiz hat  
— treibt  
uft oder  
n, das  
ammer  
immer  
: Zierde  
d durch



Der kleine Schütze.

und  
zu st  
Hau  
verm  
ment  
herau  
es fe  
geba  
etwa  
dazu  
auch  
durc  
den  
Auge  
wird  
mag  
einfä  
hast

Wen  
dem  
3

Sitzen um ihn so die Enkelein,  
Träumt er wieder ein Kind zu sein;  
Und wenn jedes zu Bette dann geht,  
Spricht er vor das Abendgebet.

Legt sich der Alte dann selber zur Ruh',  
Spricht er: „O Gott, wie so gut bist du!  
Segne sie Alle! Laß Groß und Klein  
Deiner Gnade empfohlen sein!“

Schön ist wohl der Lebensmorgen  
Heit'rer, froher Jugendzeit;  
Schöner doch, wenn ohne Sorgen  
Sich das Alter kindlich freut.

P. J. Deumer.

### Betrachtungen über ein Vogelnest.

(Von Hebel.)

Wenn der geneigte Leser ein Finkenest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben, der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen Instrumenten kann nach vielen mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkenest gleich sieht, und Alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Neste, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie Du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme und könnte Dein Nachwerk durchmustern, wie der Junstherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die Seite drücken und Dich mit den Augen kurios ansehen, und so er menschlich mit Dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkenest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, Du Pfußer hast's selbst gemacht!“ Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Eben so ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen. Eben so ist es mit dem Gespinnst, worin sich der Seidenwurm, so zu sagen, zu

einem Karmeliter oder Franziskaner einkleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupengepinnst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finken-  
nester in der Welt sehen einander gleich, wie fast die Kirche der  
Jesuiten, vom ersten im Paradiese bis zum letzten in diesem  
Frühlinge. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's sel-  
ber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ei. Eben so alle  
Spinngewebe, ein jedes nach seiner Art, eben so jede Franzis-  
kanerkutte des Raupengeschlechtes in seiner Art. Man weiß es  
wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon  
so künstlich, wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja manches  
Thierlein braucht sein Gepinnst nur einmal in seinem Leben und  
braucht nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel dran, wenn es zuerst  
eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: „Für  
dieses Jahr ist's gut genug, über's Jahr mach' ich's besser.“

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen  
und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu  
wenig daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu  
es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrplatz, lauter Mei-  
sterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll,  
das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann,  
bekommt er manche Ohrfeige vom Meister, der selber keiner ist.  
Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte  
Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht  
sie am besten, so blieb sie stehen; oder ein Paar Stiefeln, ein-  
mal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten  
acht Tagen wird ein Absatz rebellisch und will desertiren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch  
weniger als ein Fink? — Nichts nutz — —

Denn erstlich nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das  
Wurmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut's  
durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel  
muß nur das Schnäblein und die Füßlein und, so zu sagen, den  
Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur  
einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und  
Früchte bringt; deswegen kann auch der Mensch kein Vogelnest  
und kein Spinngewebe machen. Gottes Werke macht Niemand nach.

gena  
glei  
nem  
etwa  
daß  
Zwe  
es re  
ein S  
Kirch  
eine  
auch  
er ka

daß  
eigent  
die L  
wenn  
Kenn  
Bübl

schöne  
sein S  
migke  
Beruf

viel S  
es wi

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Orte jedem genannten Geschöpfe seine Wohnungen bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anders, wie es nach seinem Bedürfnisse und Zweck recht ist, also hat er dem Menschen etwas von dem göttlichen Verstande lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilberhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenguhr, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender schreiben, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Übung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz: das ist seine Ehre und sein Ruhm. Kennst Du den Vers, sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott, du hast der Freuden Fülle!“ —

Das Büblein fuhr fort:

„Dem dein Verstand ist Licht. Dein Wille  
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Du liebst mich stets mit gleicher Stärke,

Das Gute nur und deine Werke

Sind Ordnung und Vollkommenheit.

O, bilde mich nach dir!“ —

„Sieh, Kind“, sagte der Hausfreund, „sieh“, das ist das schöne Ebenbild Gottes in seiner ganzen Gestalt, woran der Mensch sein Leben lang durch Nachdenken, nicht durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Berufe zu erwerben und zu erhaschen hat.

—  
Johann Peter Hebel.

Vorstehende schöne Betrachtung ist von einem Manne, der viel Schönes und Lehrreiches für Alt und Jung geschrieben hat, und es wird dem wißbegierigen Leser gewiß angenehm sein, zu erfahren,

wer dieser Hebel denn gewesen. Ich will's ihm kurz und bündig erzählen. Aufgepaßt!

Johann Peter Hebel wurde am 11. Mai 1760 zu Hausen im Großherzogthum Baden geboren. Er war ein talentvoller Knabe, offenherzig, menschenfreundlich, wie's einem guten Jungen ansteht. Dabei hat er fleißig gelernt, und als dies sein Vater zu seiner Freude bemerkte, schickte er ihn nach Basel auf die gelehrte Schule, damit aus ihm ein gelehrter Mann werde. Und das ist er geworden, denn später ging er auf die Universität nach Erlangen und studirte Theologie, d. h. die Gottesgelahrtheit, denn der Hebel fühlte in sich den Beruf, seinen Brüdern als Pfarrer das Wort Gottes zu verkünden. Das hat er denn auch redlich gethan; und weil man in ihm den tüchtigen Mann erkannte, so machte man ihn 1798 zum Professor am Gymnasium zu Karlsruhe. Hier fing er an, in der Mundart zu dichten, welche in einem großen Theile Schwabens herrscht, dem ehemaligen Allemannien, und nannte deshalb seine Dichtungen allemannische Gedichte. Sie waren „für Freunde ländlicher Natur und Sitten“ bestimmt, und haben einen großen Werth. Aber nicht Jeder versteht sie, weil sie eben allemannisch geschrieben sind. Nun schrieb unser Hebel aber auch Geschichte für's Volk in hochdeutscher Sprache, und Jeder, der Sinn für das Wahre und Gute hatte, las diese Schriften gern. Kein Buch wird aber vom Volke so viel gelesen, als der Kalender; darum gab Hebel einen Kalender heraus und nannte sich in demselben „der Hausfreund.“ Ernstes und Lustiges ist darin enthalten; weshalb denn später eine Sammlung der schönsten Erzählungen unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ erschien, welches man heute noch in jeder Buchhandlung kaufen kann. Auch schrieb er eine biblische Geschichte in seiner schönen Weise. Am 16. September 1822 rief ihn aber der große Meister der Welten ab zu einem bessern Leben. Seine Gedichte und Erzählungen werden aber noch lange von diesem wackern deutschen Manne zeugen.

### Der Glockengießer.

Kleiner Handglöckchen, Schellen und Gymbeln bedienen sich schon im Alterthum die Chinesen, die Hebräer, die Babylonier, die Egypter u. s. w. besonders bei festlicher Musik, bei Tänzen

und  
klein  
z. L  
stund  
den  
von  
gefüll  
nisch  
wurd  
noch  
wurd  
sem  
tete  
anwe

ist ei  
Glo  
Kupf  
wenn  
das  
Mife  
Gor

Weit  
stärk  
jenig  
einer  
welch  
Zin  
der l

in ti  
grul  
grube  
Der  
Lehm  
mist  
Brett

\*  
besten

und andern Gelegenheiten. Die Römer machten ebenfalls von kleinen Glocken Gebrauch, um damit irgend ein Zeichen zu geben, z. B. um das Gefinde zu rufen, um in den Bädern die Badestunde anzuzeigen u. s. w. Die eigentlichen Kirchenglocken wurden zuerst in Italien und zwar im Anfang des 5. Jahrhunderts von Paulinus, einem Bischof zu Nola in Campanien, eingeführt. Von letzterer Landschaft erhielt auch die Glocke den lateinischen Namen Campana. In der Mitte des 6. Jahrhunderts wurden die Glocken in Frankreich, etwas später in England und noch später in Deutschland eingeführt. Bis zum 11. Jahrhundert wurden sie nur zum Läuten gebraucht: nachdem aber in eben diesem Jahrhundert die großen Gewichtuhren erfunden worden, richtete man auch Schlagwerke ein, zu welchen man die Glocken anwendete.

Das Metall, aus welchem die Glocken verfertigt werden, ist eine Mischung aus Kupfer und Zinn und heißt Glockengut, Glockenspeise.\*) Gewöhnlich rechnet man auf 100 Theile Kupfer 12 bis 25 Theile Zinn. Den schönsten Klang erhält man, wenn das Zinn den vierten Theil des Kupfers ausmacht, also das Verhältniß der Mischung wie 1 : 4 ist. Aus einer solchen Mischung bestehen auch die chinesischen Becken, Tam-Tam oder Gong-Gong genannt.

Die Gestalt der Glocken ist auch Allen bekannt. Ihre größte Weite haben sie unten an der Mündung und ihre größte Metallstärke am Schlagring, Schlag oder Kranz, d. h. an derjenigen Stelle, wo der Klöppel anschlägt. Der oberste Theil einer Glocke heißt Haube oder Platte, und trägt die Krone, welche mit ihren Henkeln zur Befestigung der Glocke dient. Im Innern ist ein eisernes Ohr, das Hängeisen, in welchem der birnförmige Klöppel aufgehängt ist.

Das Gießen der Glocken geschieht in Lehmformen, welche in tiefen, vor dem Schmelzofen angelegten Gruben, den Dammgruben, angelegt werden. Um einen in der Mitte der Dammgrube eingeschlagenen Pfahl wird ein runder Heerd — der Kern — aus Backsteinen aufgemauert, und dieser ganz mit einem Lehm umgeben, welchen man vorher mit Kälberhaaren und Pferdemit vermengt und gehörig durchgearbeitet hatte. Nun wird ein Brett, das genau nach der Schweifung, welche die Glocke im

\*) In neuerer Zeit hat man auch Glocken aus Stahl bereitet; die besten hat die berühmte Gußstahlfabrik von Krupp in Essen geliefert.

Innern erhalten soll, ausgeschnitten ist, oben an dem Pfahl befestigt, aber so, daß es um diesen, als um eine Achse rings herumgedreht werden kann. Da bei diesem Herumdrehen die ausgeschweifte Seite des Brettes über dem noch weichen Lehm wegstreicht, so erhält also dieser genau die Form der innern Glockenhöhlung. Wenn nun diese Außenseite des Lehmes durch ein im Innern des Herdes angemachtes Feuer gehörig trocken geworden ist, so überstreicht man sie mit einer Mischung aus Bier und feingeseibter Asche, damit der Lehm, welcher nachher auf's Neue aufgetragen wird, nicht fest auf der Außenseite des Kernes haften. Die neu aufgetragene Lehm- oder Thonmasse wird ganz auf die eben beschriebene Art von einem zweiten, nach der äußern Schweifung der Glocke ausgeschnittenen Brette überstrichen und abgeglichen. Dadurch erhält, wie Ihr leicht einsehen werdet, die aufgetragene Lehm- oder Thonmasse genau die Form und Metalldicke der künftigen Glocke, und heißt jetzt das Hemd oder die Dicke. Soll die Glocke auf ihrer Außenseite erhabene Figuren, Wappen, Namen, Inschriften u. dergleichen erhalten, so werden diese aus Wachs geformt (bosirt) und mit Terpentin auf dem Hemd befestigt. Nun wird aus gestoßenem und gesiebtem Lehm und feinem Ziegelmehl ein Gemenge — Zierlehm — gemacht und dieses mittelst eines Pinsels auf das Hemd gestrichen. Ist dieser Anstrich durch die Wärme der Luft getrocknet, so wird eine neue Lehm- oder Thonmasse über das Hemd gelegt; diese bildet alsdann den äußersten Theil der Form, den Mantel. Ist auch dieser durch Heizung von Innen trocken geworden, wobei das auf's Hemd aufgetragene Wachs schmolz, sich in den Lehm zog und den Raum, den es einnahm, leer ließ, ist ferner die besonders ausgeführte Form der Krone oben eingesetzt worden, so wird der ganze Mantel mit eisernen Bändern umgeben, und hierauf durch Hülfe eines Flaschenzuges in die Höhe gezogen, so daß er frei in der Luft schwebt. Das Hemd wird nun stückweise vom Kern abgehoben, dieser, wo es nöthig ist, ausgebessert, und hierauf der Mantel wieder herabgelassen. Jetzt befindet sich also zwischen Mantel und Kern ein leerer Raum, der ganz die Form der Glocke hat. In diesen Raum wird das flüssige Metall gegossen, nachdem man zuvor die Dammgrube mit Erde, Sand u. s. w. angefüllt und festgestampft hatte.

Der Ofen ist inwendig in zwei Haupträume getheilt, in den Feuerraum und den Schmelzraum. Der erstere wird durch eine Oeffnung von oben mit trockenem Fichtenholz gefüllt. Durch eine bogenförmige, niederwärts gehende Mündung, den

Sch  
über  
den  
wird

des  
einen  
wenn  
Eisen  
die

Dam  
eines  
an ih  
und  
gebra

St.  
Helm  
bloß  
im  
gegoss  
Bran  
Euro  
Thur  
Vol  
ser g  
setzen  
dum  
Donn



Schwalch, gelangt die Flamme in den Schmelzraum, wo sie über das Metall hinstreicht. Zuerst wird das Kupfer allein in den Ofen gebracht, und erst dann, wenn dieses geschmolzen ist, wird das Zinn zugefetzt.

Am Ende des Schmelzraumes ist durch die Vordermauer des Ofens das Auge oder Sticho Loch angebracht, welches durch einen eisernen oder thönernen Pfropf verschlossen ist. Dieser wird, wenn das Metall vollkommen flüssig geworden, mittelst einer Eisenstange eingestoßen, worauf das Metall durch eine Rinne in die Form gelangt.

Ist das Metall in der Form erkaltet, so leert man die Dammgrube, schlägt den Mantel ab und hebt die Glocke mittels eines Flaschenzuges in die Höhe. Es gibt nun noch allerhand an ihr herum zu arbeiten, zu hämmern, abzufeilen, zu scheuern und zu poliren, bevor sie auf den Glockenstuhl in dem Kirchturm gebracht werden kann.

Die größte Glocke Deutschlands befindet sich auf der St. Stephanskirche in Wien; sie wiegt 354, und mit Klöppel, Helm und Eisenwerk 514 Centner. Berühmt ist auch, nicht bloß ihrer Größe, sondern auch ihres Alters wegen, die Glocke im Dom zu Erfurt. Sie wiegt 276 Centner und wurde 1497 gegossen, nachdem ihre bedeutend schwerere Vorgängerin bei einem Brande im Jahre 1472 geschmolzen war. Die größte Glocke Europa's aber hängt auf dem Iwan Weliki, dem höchsten Thurm Moskaus; sie wiegt 1000 Centner und wird vorzugsweise Bolshoi, d. i. die Große, genannt. Wenn der Klöppel in dieser großen Glocke angezogen wird (sie selbst in Bewegung zu setzen, wäre für menschliche Kräfte unmöglich), so erschallt ein dumpfer Ton durch ganz Moskau, wie wenn in der Ferne der Donner hinrollt.

### Glockentöne.

Glocke, du klingst fröhlich,  
Wenn der Hochzeit = Reihen  
Zu der Kirche geht!  
Glocke, du klingst heilig,  
Wenn am Sonntag Morgen,  
Ded' der Acker steht.

Glocke, du klingst tröstlich,  
 Rufest du am Abend,  
 Daß es Betzeit sei!  
 Glocke, du klingst traurig,  
 Rufest du: „Das bitt're  
 Scheiden ist vorbei!“

Sprich, wie kannst du klagen?  
 Wie kannst du dich freuen?  
 Bist ein todt' Metall?  
 Aber uns're Leiden,  
 Gleich wie uns're Freuden,  
 Die verstehst du all'.

Gott hat Wunderbares,  
 Was wir nicht begreifen,  
 Glock', in dich gelegt.  
 Muß das Herz versinken,  
 Du nur kannst ihm helfen,  
 Wenn's der Sturm bewegt!

### Das Nachtlager in der Waldschenke.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts reiste eine kleine Gesellschaft von Studenten von Halle aus über Jena, wo sich noch einige daselbst Studirende ihnen anschlossen, und dann weiter durch den Thüringer Wald nach Franken. In dieser Gesellschaft war auch der Großonkel des Schwagers von dem bekannten Professor G. H. v. Schubert, der so manche schöne Erzählung für Jung und Alt geschrieben hat, und dem wir auch die Mittheilung über dieses Reiseabenteuer verdanken.

Die Jünglinge übernachteten, nach kurzer Tagereise, in einem vor dem Eingang des Thüringer Waldes gelegenen Dertchen. In der Nacht und am andern Morgen regnete es heftig, erst gegen Mittag heiterte sich der Himmel auf: da rüsteten sich die jungen Studenten zum Abmarsch. Als dies der Wirth, so wie der eben anwesende Stadtschreiber des Dertchens sahen, redeten sie ihnen dringend zu, doch heute noch zu bleiben und lieber erst am andern Morgen recht früh aufzubrechen, denn in einem halben Tage könnten sie nur mit Mühe bis in die Mitte des Waldes

kom  
 wels  
 gefe

mit  
 Eine  
 mat  
 nicht  
 denf  
 äufe  
 mein  
 fürch  
 von

Sch  
 dem  
 schli  
 nen,  
 sprä  
 dunk  
 das  
 raus  
 ders  
 ten

lief  
 Wir  
 unse  
 nahe  
 umh  
 essen  
 Bier  
 nen

wels  
 schie  
 Nad  
 Kop  
 Stü  
 Leut  
 frag  
 scher  
 Hän

kommen, in eine Gegend, wo zwar etliche Wirthshäuser ständen, welche aber mit Recht sehr verrufen und wegen mehrerer seither geschehenen Mordthaten in großem Verdacht wären.

Die jungen Leute waren sämmtlich nach damaliger Sitte mit Seitengewehren versehen und dabei leichten und frohen Muthes. Einer von ihnen war erst im vorigen Frühlinge von seiner Heimath in Franken her durch den Wald gereist, und es war ihm nichts passiert; die acht starken Studenten lachten daher der Bedenklichkeiten des guten Stadtschreibers und des Wirthes und äußerten: sie hätten Eile, und was das Raubgesindel beträfe, so meinten sie, solle dies eher Ursache finden, sich vor ihnen zu fürchten, als sie sich vor ihm. Sie nahmen dann kurzen Abschied von den beiden ängstlichen Leuten und machten sich mit rüstigem Schritt auf den Weg, über die Höhen der Kalkberge hinauf nach dem waldbewachsenen Gebirge. Den mühseligen Gang, auf schlüpfrigem Boden und durch den düstern Wald der hohen Tannen, kürzte der Gesang manches frohen Liedes und munteres Gespräch ab. Als gegen Abend die Schatten der Tannen immer dunkler wurden, sahen sie beim Hinabsteigen in eine Thalschlucht das Wirthshaus vor sich, einsam, an einem über Granitgestein rauschenden Bach gelegen. Die Wirthsleute blickten ganz besonders auf die Reisenden; der Hund, den der eine der Reisegefährten bei sich hatte, wollte nicht über die Schwelle gehen, sondern lief winselnd und heulend vor der Thüre herum, bis ihn der Wirth mit den Worten: „Das kleine Hündlein fürchtet sich vor unserm großen Hunde, der thut ihm aber nichts“, auf den Arm nahm und in's Haus trug. Da wurde es den Reisenden ganz unheimlich zu Mütthe; sie waren so ziemlich still, bis das Abendessen kam und hernach beim Rauche des Tabaks und einem Glase Bier die Gespräche der jugendlichen Redseligkeit wieder angesponnen wurden.

In der Mitte des Zimmers stand eine dicke, hölzerne Säule, welche vom Boden bis zur Decke hinaufreichte und diese zu stützen schien. Um diese Säule herum ordnete jetzt die Hausmagd das Nachtlager von Stroh für die jungen Reisenden so an, daß die Kopfkissen, die man auf die Lehnen der umgestürzten, hölzernen Stühle gelegt hatte, an der Säule zu liegen kamen. Die jungen Leute wunderten sich über diese Einrichtung ihres Nachtlagers und fragten nach der Ursache derselben; die Hausmagd antwortete scherzend: „es geschehe deshalb, damit die jungen Herren mit Händen und Füßen hübsch weit und bequem auseinander liegen

kleine  
wo sich  
n wei-  
er Ge-  
em be-  
schöne  
ir auch

in einem  
rtchen.  
s, erst  
ich die  
so wie  
redeten  
er erst  
halben  
Balbes

und bei Nacht keinen Streit anfangen könnten.“ Die Jünglinge lachten und ließen sich die Antwort gefallen.

Sie waren Alle von dem schlechten Wege ziemlich ermüdet; als daher in dem Wirthshaus, wo außer ihnen kein einziger Gast übernachtete, Alles still geworden war, beschloßen sie, sich zur Ruhe zu begeben. Vorher aber verriegelten sie die Thüre und nahmen ihre guten Waffen zur Hand. Die Jünglinge der damaligen Zeit pflegten aber stets auf mehr als eine Weise gewaffnet zu gehen. Man schämte sich weder zu Hause, noch auf Reisen des gemeinsamen, lauten Gebets am Morgen und bei Tische oder des Abends vor dem Schlafengehen, und selbst die Fuhrleute jener Zeit sah man niemals der ersuchten Ruhe sich überlassen, bevor sie nicht aus ihrem Reisegebetbuch oder aus dem Gedächtniß und Herzen ein christliches Gebet gesprochen hatten. Unter jenen acht Jünglingen waren überdies einige, welche die Lehren der damaligen ernstern Gottesgelehrten in Halle und Jena nicht bloß mit den Ohren, sondern mit dem Herzen erfaßt hatten. Unsere Jünglinge beteten daher miteinander das kindlich kräftige, herrliche Abendgebet aus Arendt's Paradiesgärtlein, das Gebet, das an Ernst und Innigkeit nie von einem andern Abendgebet übertroffen worden ist; und dann das alte gute Lied: „Herr, es ist von meinem Leben wiederum ein Tag dahin.“ Der Großoheim erzählte, da der Vers gebetet worden sei: „steure den gottlosen Leuten, die im Finstern Böses thun,“ da habe ihn ein Schauer, aber auch ein Gefühl des festen Vertrauens auf Gottes Schutz ergriffen.

So, mit den Waffen in der Hand und im Herzen, legten sich dann unsere acht Reisenden nieder. Aber einen unter ihnen ließ eine unerklärliche Angst nicht einschlafen. Ihm ging es wie dem kleinen Hunde, den sie bei sich hatten, welcher auch, als sein Herr sich niederlegte, ein Gewinsel erhob, und obgleich er gestraft worden war, durchaus keine Ruhe hatte, sondern immer an der Seite seines Herrn herumließ und winselte. Endlich wurde die Unruhe des jungen Reisenden so groß, daß er selber eilig vom Lager aufsprang und auch nicht abließ, seine sieben Gefährten zu rütteln und zu schütteln, bis er sie endlich bewogen hatte, von der Streu aufzustehen und, so sehr sie auch über diese Zudringlichkeit murrten, sich zu ihm an den Tisch zu setzen. Sie hatten sich ein Licht wieder angezündet, einige suchten sich durch den Rauch der von Neuem in Feuer gesetzten Tabakspfeife und durch das noch vom Abendessen zurückgebliebene Bier munter zu erhalten.

Die V  
auf ei  
eine s  
umgeb  
ten S  
in Sp

A  
ihren  
erwart  
Mord  
der T  
war s  
Die T  
treten  
Verwu  
Mörd  
zu Vo

A  
will,  
Angri  
vorübe  
eng ar  
den W  
schon  
den G  
heit  
Erzäh

(Mit d

(  
Es so  
feltene  
die S  
Himm  
die jüt  
welche  
auch i

Jünglinge  
ermüdet;  
ziger Gast  
sich zur  
Thüre und  
der dama-

gewaffnet  
auf Reisen  
bei Tische  
Fuhrleute  
überlassen,  
Bedaͤchtniß  
unter jenen  
Lehren der  
Jena nicht  
ist hatten.  
h kräftige,  
das Gebet,  
Abendgebet  
„Herr, es  
Der Groß-

den gott-  
de ihn ein  
auf Gottes  
m, legten  
unter ihnen  
ng es wie  
h, als sein  
er gestraft  
er an der  
wurde die  
eilig vom  
fährten zu  
atte, von  
Zubring-  
Sie hatten  
durch den  
und durch  
u erhalten.

Die Andern schliefen, mit dem Haupt auf den Tisch gelegt. Da auf einmal geschah ein furchtbarer Schlag. Von der Decke war eine schwere Maschine, die vorher wie ein Kranz oben die Säule umgeben hatte, herabgestürzt, und hatte die Lehnen der umgekehrten Stühle, auf denen vorhin die Köpfe der Reisenden ruheten, in Splitter zermalmt.

Die Reisenden sprangen erschrocken auf und stellten sich mit ihren gezickten Hirschfängern an die Thüre hin, denn mit Recht erwarteten sie von hier herein eine Fortsetzung des versuchten Mordanschlags. Sie hatten sich nicht geirrt. Man hörte von der Treppe herunter Stimmen und eilige Fußtritte. Der Riegel war so eingerichtet, daß man ihn von Außen zurückziehen konnte. Die Thüre geht auf, der Wirth und noch zwei Gesellen mit ihm treten ein in der Meinung, hier nur noch Leichen oder tödtlich Verwundete zu treffen. Die acht Jünglinge empfangen aber die Mörder mit so kräftigen Streichen ihrer Waffen, daß der eine zu Boden sinkt, die andern beiden stark verwundet sich zurückziehen.

Die jungen Kämpfer verrammelten nun, so gut es gehen will, die Thüre und erwarten in beständiger Furcht eines neuen Angriffs den Morgen. Die Nacht geht aber ohne weitere Schrecken vorüber. Bei Tagesanbruch machen sich dann unsere Reisenden, eng aneinander geschlossen und die Waffen in der Rechten, auf den Weg, und die Furcht besflügelt so ihre Schritte, daß sie schon vor 10 Uhr im nächsten Meiningischen Orte sind, wo sie den Gerichten den Vorfall anzeigen. „Bei solcher Gelegenheit lernt man beten,“ fügte der alte Großoheim seiner Erzählung hinzu.

### Ein Bild aus China.

(Mit dem Bilde: Die Flucht der Eisenfresser aus Kanton am 30. Dez. 1857.)

China ist, nächst Rußland, das größte Reich in Asien. Es soll über 225 Mill. Einwohner haben, und rühmt sich eines seltenen Alters. Nun, was das Rühmen betrifft, so sind darin die Chinesen sehr stark, denn ihr Kaiser nennt sich „Sohn des Himmels.“ Das chinesische Reich war den Reisenden bis auf die jüngste Zeit so zu sagen verschlossen; die Engländer aber, welche in Ostindien große Besitzungen haben, waren darauf aus, auch in diesem Lande Eingang zu bekommen, damit ihr Welt-

handel sich mehr und mehr ausdehne. Dies ist aber nicht ohne Blutvergießen abgegangen. Die Engländer waren siegreich, allein die Chinesen brüteten Rache in ihren Herzen. Als nun im Jahre 1857 viele englische Schiffe schmähdlich beleidigt wurden, indem die Chinesen sie mit Roth, Urrath und sogar mit verfaulten Thierförmern bewarfen, so brach wiederum der Krieg aus. Man zog jetzt gegen die Hauptstadt Kanton, in welcher der Bizetönig Jeh residirte.

Das Bombardement der Stadt begann von den in einem Halbkreis ankernden Schiffen der englisch-französischen Flotte am Montag den 28. Dezember, früh 6 Uhr. Es wurde ohne Unterbrechung den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht bis Dienstag Morgens 8 Uhr fortgesetzt. Allein die Schiffe Nimrod und Surprise schleuderten in dieser Zeit 600 Bomben in die Neustadt. Inzwischen waren die Truppen, Engländer und Franzosen, zusammen etwa 6000 Mann stark, unterhalb der Stadt nahe beim French Folly Fort gelandet und begannen auf ein gegebenes Signal, sobald das Feuer der groben Geschütze aufhörte, gleichzeitig den Angriff. Die Franzosen, etwas über 900 Mann stark, bildeten den linken Flügel. Das englische 59. Regiment und Marinesoldaten rückten im Centrum vor, und die englische Marinebrigade, aus Matrosen gebildet, stand auf dem rechten Flügel. Alle drei Divisionen rückten gleichzeitig vor. Die Chinesen zogen sich überall vor den vorausschreitenden Plänklern nach vergleichsweise unbedeutendem Widerstand zurück und ließen sogar einen ihrer Hauptstützpunkte, Pinsfort, im Stich, welches die Franzosen sofort besetzten. Todesfälle kamen hier nicht vor, nicht einmal Verwundungen. Ein britischer Ingenieuroffizier und ein französischer Matrose, welche die beiden Ersten im Fort gewesen, wurden vom französischen Admiral mit Küßen, Umarmungen und dem Kreuz der Ehrenlegion für die bewiesene Tapferkeit belohnt. Es hatten hier gegen 2000 chinesische Freiwillige gefochten, welche von den Engländern als Eisenfresser ohne Muth bezeichnet werden. Nach Einbruch der Dunkelheit nahm das Bombardement an Lebhaftigkeit zu. Die Feuersbrünste griffen besonders in den Vorstädten und in der neuen Stadt immer mehr um sich, und man hörte, wie die Häuser zusammenstürzten. Namentlich wurde die östliche Seite stark beschossen, während die Chinesen ihre Geschütze gleichfalls wacker spielen ließen. Die unablässig durch die Luft saufenden Raketen und Bomben gewährten einen prachtvollen Anblick. Am östlichen Flügel lagen die Kanonenboote, neben ihnen

nicht ohne  
eich, allein  
im Jahre  
en, indem  
verfaulden  
us. Man  
Bizetönig

in einem  
Flotte am  
hne Unter-  
Nacht bis  
se Nimrod  
n die Neu-  
Franzosen,  
stadt nahe  
gegebenes  
te, gleich-  
dann stark,  
iment und  
lische Ma-  
ten Flügel.  
esen zogen  
vergleichs-  
ogar einen  
Franzosen  
cht einmal  
ein fran-  
esen, wur-  
ngen und  
it belohnt.  
ten, welche  
chnet wer-  
bardement  
rs in den  
sich, und  
sich wurde  
ihre Ge-  
durch die  
rchtvollen  
ben ihnen



Die Flucht der „Eisenfresser“ aus Kanton am 30. Dezember 1857.

einige f  
in die  
des D  
französi  
Linie de  
fort. S  
war M  
irgend  
Häuser.  
ein Bes  
Bewohn  
aufgeor

U  
chinesise  
feindlich  
halb si  
des vie  
lichkeit  
gelang  
zuschick

U  
gänzlich  
die Sp  
die Ab  
setzung  
und B  
begaber  
neral G  
Galant  
königlic  
in Bei  
Spiel  
Theil  
Haupt  
zurück  
jacket  
länder  
einzig  
schont  
Bombe



einige französische Schiffe, weiter nach Westen fünf britische, bis in die Nähe des von den Engländern besetzten Forts im Strome, des Dutch Folly, von welchem ab nach Westen hin abermals zwei französische und zwei englische Schiffe lagen. Auf dieser ganzen Linie dauerte das Feuer regelmäßig und fast ohne Unterbrechung fort. Während der Pausen herrschte Todtenstille. In der Stadt war Alles in tiefer Ruhe. Man vernahm kein Geschrei, noch irgend ein anderes Geräusch, als das des Krachens einstürzender Häuser. Die Flammen prasselten hoch auf. Es war, als ob ein Vernichtungsgengel über die unselige Stadt hinzöge, deren Bewohner dem Eigensinn des Kaisers und seiner Mandarinen aufgeopfert wurden.

Um Mitternacht standen alle Vorstädte in Flammen. Die chinesischen Eisenfresser hatten sich überzeugt, daß sie gegen das feindliche Geschütz in Massen nichts ausrichten konnten, und deshalb sich in kleineren Abtheilungen zerstreut, um mit Benutzung des vielfach coupirten Bodens und bei ihrer Kenntniß der Dertlichkeit den Engländern und Franzosen Schaden zuzufügen. So gelang es ihnen, manche Matrosen aus ihrem Hinterhalte niederzuschießen.

Am Mittwoch hörten die Feindseligkeiten gegen die Stadt gänzlich auf. Matrosen und Soldaten wurden überall beschäftigt, die Spuren der Zerstörung so viel als möglich zu verwischen, und die Admirale trafen Vorbereitungen zu einer permanenten Besetzung. Am Donnerstag kamen die beiden Gesandten Lord Elgin und Baron Gros mit ihrem Stab von Whampon herauf und begaben sich an's Land, begleitet von den beiden Admiralen, General Straubenzees und einer zahlreichen Ehrenwache, alle in voller Galauniform. Eine Prozession wurde gebildet, die unter einer königlichen Salve von sämmtlichen Batterien und Schiffen sich in Bewegung setzte, und mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel auf der Höhe der 15 Fuß breiten Mauern um einen großen Theil der Stadt marschirte, dann etwa eine halbe Stunde im Hauptquartier verweilte und sich später wieder nach den Schiffen zurück begab. Kurz nachher wurden die Forts Gough und Bluejacket in die Luft gesprengt. Am Sonntag machten viele Engländer und Franzosen Züge in die Neustadt, in welcher sich kein einziger Chinese blicken ließ. Fast kein einziges Haus war verschont geblieben, überall Brandruinen, eingestürzte Wände, von Bomben aufgewühlter Erdboden. In dem großen San-Güne-

Kung-Tempel waren alle Schmucksachen zerbrochen und alle Götzenbilder umgeworfen und verstümmelt.

Inzwischen hatte man jede Spur vom Bizekönig Jeh und seinem tapfern Heere verloren. Die Einen wollten wissen, er sei in der Tracht eines Kuli geflüchtet. Andere behaupteten, er habe sich aus Gram und Verdruß über seine Demüthigung das Leben genommen. Wieder Andere behaupteten, er befinde sich noch lebend innerhalb der Mauern. Um der Sache auf den Grund zu kommen, wurde der Beschluß gefaßt, die Stadt genau zu durchsuchen, und zu diesem Zwecke durchzogen am 5. Januar 1520 Mann in verschiedenen Abtheilungen die einzelnen Quartiere. Verräther hatten dem Konful Parkes mitgetheilt, der Bizekönig sei im Gebäude des Utwah-College versteckt, und da dieses in der Altstadt liegt, so eilte Parkes mit Commodore Elliot, Kapitain Kay und etwa 100 Mann Soldaten und Matrosen dorthin. Der Vogel war ausgeflogen, doch fanden sich wieder Verräther, die gegen eine gute Belohnung ausfragten, der Schetoi, d. h. der Bizekönig oder Oberstatthalter habe sich nach dem Palast des Tatarengenerals geflüchtet, der im südwestlichen Winkel der Altstadt liegt. Die Blaujacken schlugen, dort angekommen, die Thüren ein und fanden wirklich den Gesuchten, der eben im Begriffe war, sich davon zu machen. Kapitain Kay eilte auf ihn zu und hielt ihn fest, und daß er wirklich Jeh der Bizekönig war, wurde über allen Zweifel erwiesen. Alle Chinesen, die man herbeiholte, erklärten ihn für den Schetoi.

Nach einer andern Version war es ein altes ehemaliges Schatzgebäude in der Neustadt, wo Jeh's Gefangennehmung erfolgte, und es fand dabei kein Verrath statt, sondern Parkes, mit seinen Soldaten dort vorüberziehend, schöpfte Verdacht über die geheimnißvolle Geschäftigkeit der in der Halle dieses Gebäudes befindlichen Chinesen. Man durchsuchte das Gebäude und war so glücklich, in eines der Hinterzimmer einzudringen, als eben mehrere anscheinend vornehme Chinesen sich heimlich entfernen wollten. Den Bizekönig hatte Niemand je erblickt, nur Parkes kannte ihn etwas nach der Beschreibung seiner Persönlichkeit. Er warf sich daher sogleich auf denjenigen der Mandarinen, welcher ihm der Gesuchte zu sein schien, nahm ihn trotz aller Protestationen seiner Begleiter, welche allesammt sich für den Bizekönig ausgaben, mit Hülfe des Kapitains Kay gefangen und hatte die Freude, zu sehen, daß er sich bei seinem Fange nicht getäuscht. Durch und durch Fatalist, schien Jeh sich schnell in sein Schicksal

zu finde  
Europäer  
daß D  
Ich fen  
unnöthig  
antwort  
sind tod  
Ich wi  
Man f  
Menge  
Dring  
und An  
gelangt  
sein ha

Je  
muntern  
Fragen  
und ha  
rich's V  
sein, i  
wurde  
ner zu  
drei T  
Chinesen  
er trotz  
Herr u  
Haupte  
flexible  
fluß de  
und v  
Jeh a  
keine l  
soll di  
haben  
die S  
ton, d  
Beamt  
weil  
waren  
nestie  
Erwac

zu finden, und als Parkes ihn fragte, was aus den gefangenen Europäern geworden, erwiderte er hochmüthig: „Wer bist Du, daß Du mich in meiner eigenen Sprache anzureden wagst?“ — Ich kenne Dich und Du kennst mich, entgegnete Parkes, es ist unnöthig, Dir meinen Namen zu sagen. Und Du wirst mir antworten, wo die Gefangenen sind. — Jeh sagte jetzt: „Sie sind todt. Ich weiß nicht. Wie kann ich mich darum kümmern? Ich will Euch ihre Gräber zeigen lassen.“ Dann schweig er. Man fand in seinem Besitze etwa 450,000 Dollars und eine Menge werthvoller Papiere und Dokumente, darunter auch die Originalurkunden der Verträge mit den Engländern, Franzosen und Amerikanern. Möglich, daß diese Verträge nie nach Peking gelangt sind und der Kaiser keine Ahnung von ihrem Vorhandensein hat.

Jeh wurde zuerst in's Hauptquartier geschafft, wo er den mütern, ausgeräumten Mann spielte, viel lachte und auf alle Fragen rasche Antwort gab. Er ist ziemlich groß, sehr beleibt und hat eine ungemein große Aehnlichkeit mit dem Portrait Heinrich's VIII. von England. Sein Kopf soll geradezu gigantisch sein, über alles Maß hinaus, aber dennoch imponirend. Er wurde als Gefangener von Rang behandelt und erhielt drei Diener zu seiner Verfügung. Mitleid verdient er nicht; denn noch drei Tage vor seiner Gefangennehmung ließ er einer Anzahl von Chinesen die Köpfe abschneiden, lediglich um einzuschärfen, daß er trotz des Sieges der „fremden Teufel“ noch der eigentliche Herr und Gebieter in Kanton sei. Man schaffte ihn aus dem Hauptquartiere zunächst nach der englischen Dampfregatte „Inflexible“ und dann an Bord des an der Bocca Tigris (dem Ausfluß des Tschukiang) vor Anker liegenden Linienschiffs „Bellisle“, und von hier nach Kalkutta. Wir haben oben den Bizekönig Jeh als einen Tyrannen bezeichnet, und wissen wir in der That keine bessere Bezeichnung. Nach einer Mittheilung der Times soll dieser Bluthund in zwei Jahren 70,000 seiner Landsleute haben hinrichten lassen. Diese Mittheilungen enthalten ebenfalls die Schaudern erregenden Schilderungen der Gefängnisse in Kanton, die unter dem Generalgouverneur Pih-kwey standen. Dieser Beamte war gezwungen worden, alle jene zu amnestiren, die, weil sie mit uns Verkehr getrieben hatten, eingesperrt worden waren, und es war unsere Schuldigkeit, zu sehen, daß die Amnestie wahr werde. Im ersten Gefängnisse fanden wir einen Erwachsenen und einen Knaben — beide Portugiesen — und

einen Kuli, der in der Factorai-Kirche als Küster gedient hatte. Am Ende des zweiten Tages hatten wir 50 Gefangene erlöst und unsererseits zwei Mandarinen — Ober-Kerkermeister — zur Haft gebracht. Ein chinesisches Gefängniß zu schildern, ist ansehnlich, und empörend ist es, eines zu sehen. Sie bestehen zumeist aus mehreren kleinen Höfen, mit oder ohne gemeinsame Ringmauer. Rings um die Höfe sind Käfige, wie in unseren Menagerien, mit Bambusstäben so dicht vergittert, daß nur spärlich Licht hineindringt. Das sind die Gefängnißzellen für die schweren Verbrecher. Die anderen dürfen tagüber in den Höfen herumgehen, sind aber mit schweren Hand- und Fußketten versehen, damit sie nicht über die niedrigen Dächer entweichen. Die ganze Räumlichkeit stinkt wie ein Affenkäfig. Unvergeßlich wird mir ein Moment bleiben, als wir nämlich — versteht sich vermitteltst handgreiflicher Drohungen — den Schließer, der mehr einem Thiere als einem Menschen ähnlich sah, dazu brachten, das Bambusgitter eines dieser Käfige wegzunehmen. Da lag ein Mensch, halb Leiche, mitten im Urrath, dessen fleischige Körpertheile fast alle von den Ratten abgenagt waren. Solcher Gefangenen wurden noch mehrere aus den Zellen hervorgezogen. Schreien konnten sie nicht, nur leise wimmern, aber der Blick ihrer Augen brachte Thränen in die Augen unserer Soldaten. Leider erfuhren wir erst am andern Tage, was es zu bedeuten hatte. Es war Hunger. Die Armen hatten vier Tage keine Speise erhalten, während es ihnen an Wasser nie mangelte, da ihre Mitgefangenen ihnen solches aus dem Brunnen im Hofe zutrug. Auf diese Weise waren binnen Jahresfrist in dieser einen Zelle fünfzehn Menschen verkommen. Die anderen waren nicht viel besser, und von den 6000 Gefangenen, die wir zu Gesichte bekamen, war nicht ein einziger, dessen Anblick nicht jeden Europäer auf's Heußerste empört hätte. Das Merkwürdigste war, daß die Kerkermeister unser schmerzliches Erstaunen gar nicht zu deuten verstanden. Erst am zweiten Tage fanden wir das Gefängniß, welches für Europäer bestimmt gewesen war. Es zeichnete sich durch eine hohe Ringmauer aus, und über den Zellen stehen moralische Sprüche, als „Das Unglück von heute kann morgen ein Glück sein“ oder „Gesteh deine Sünden und danke dem Richter, der dich von ihnen reiniget“, in verbliebenen Goldbuchstaben. Geständnisse konnten dem betreffenden Mandarin nur mit Gewalt abgepreßt werden. Anfangs hatte er nie von einem gefangenen Europäer gehört, dann verstand er sich zu Einem u. s. w. Aus

den Ge  
lang we  
verschie  
daß seit  
Englän  
lang hi  
würgt.  
war, it  
derselbe  
ben vor  
fangene  
gewaltig  
es die  
sehe?  
linge b  
laubniß  
Verzug  
in einer  
Genera  
dulden.  
Der Cl  
lich gal  
troffen,  
Gefäng  
bleiben,  
dem ist  
nomine  
Aufgab  
kann er  
F  
allgeme  
D  
äußerst  
lofigkeit  
wie Kr  
grausam  
seiten i  
sten un  
bedeckt  
dig, a  
mend (

Zug.

den Gefängnißbüchern aber sahen wir, daß Manche hier Jahre lang wegen kleiner Vergehen eingesperrt gewesen waren, und aus verschiedenen übereinstimmenden Zeugenaussagen ward erwiesen, daß seit Beginn der jetzigen Differenzen zwei Franzosen und vier Engländer hier ihren Tod gefunden haben. Sie hatten Monate lang hier geschmachtet. Schließlich wurden sie vergiftet oder erwürgt. Nachdem diese Untersuchung am zweiten Tage beendet war, theilten die drei Commissarien dem Pih-kwey das Ergebniß derselben mit und führten ihm den befreiten portugiesischen Knaben vor, um ihm zu zeigen, mit welcher Grausamkeit die Gefangenen behandelt werden. Pih-kwey gerieth darob aber in gewaltigen Zorn, oder heuchelte ungemessene Entrüstung. Was es die Europäer angehe, wie es in chinesischen Gefängnissen aussehe? Ob sie dazu ein Recht hätten? Ob sie wohl alle Sträflinge befreien wollten? Es sei gegen alles Recht, ohne seine Erlaubniß in ein Gefängniß zu gehen. Er werde darüber ohne Verzug bei Lord Elgin klagen u. s. w. Letzterer war aber selbst in einem der Gefängnisse gewesen und bedeutete den chinesischen General-Gouverneur, daß eine christliche Macht dergleichen nie dulden werde, so lange sie die Gewalt, es zu hindern, besitze. Der Chinese polterte ob dieses Bescheides viel und lange. Endlich gab er sich, wie immer, zufrieden. Es sind Anstalten getroffen, um das Loos der Gefangenen zu erleichtern und die Gefängnisse zu inspiciren. Allerdings wird Alles beim Alten bleiben, wenn wir nur einmal fortgegangen sein werden. Aber dem ist nicht abzuhelpen. Ein chinesischer Richter erhält bloß ein nominelles Gehalt, muß 1000 Unterbeamte besolden und hat die Aufgabe, in drei Jahren ein reicher Mann zu werden. Das kann er nur durch Expresung und Aushungerung zu Wege bringen.“

Fügen wir dieser Mittheilung noch einige Bemerkungen allgemeiner Art bei.

Der Charakter der Chinesen wird von vielen Reisenden mit äußerst ungünstigen Farben geschildert. Unmenschliche Gefühllosigkeit, schmutziger Eigennutz und alle daraus fließenden Laster, wie Kriecherei und Selavensinn, Hinterlist, Lüge und Betrug, grausamer Stolz und thierische Sinnlichkeit werden als Schattenseiten desselben angegeben, während alle diese Fehler mit den feinsten und umständlichsten Formen äußerer Höflichkeit und Milde bedeckt werden. Andere schildern den Chinesen als sanft, geduldig, arbeitsam und mäßig, dagegen wirft man ihm übereinstimmend Gewinnsucht und Neigung zum Betrüge vor. Eine slavische

Verehrung des Herkömmlichen hält den Chinesen vom Fortschritt zurück. Die elterliche Gewalt ist in China uneingeschränkt und erstreckt sich sogar auf das Leben der Kinder; weshalb es nicht zu verwundern ist, daß jährlich viele Tausende in's Wasser geworfen oder ausgefetzt werden. Alles hat die wohlthätige Natur gethan, um dieses Volk zu einem der reichsten und glücklichsten zu machen: aber eine schlechte, ganz willkürliche Regierungsverfassung verhindert Alles, was einen bessern Zustand herbeiführen könnte.

### Wie der Fuchs den Löwen überlistet.

(Eine Fabel.)

In einem großen, weiten, von Thieren mancher Art bewohnten Walde schlug einst ein Löwe seinen Königsitz auf und ließ ein Gebot ergehen: Ihm sollte jeden Tag ein Thier von ansehnlicher Größe zum Fraße eingeliefert werden; sonst werde er Krieg gegen sie alle führen, und zerreißen, was ihm in den Weg komme. Zitternd unterwarfen sich die Schwächern dieser harten Forderung. Alltäglich ward gelooft, und wer das Loos des Todes zog, ward vom Fuchs in die Höhle des Löwen geführt und stracks in ihr zerrissen.

Wohl einen Monat hindurch dauerte diese schmachliche Knechtschaft; da beklagten sich einst bei einer neuen Verloosung die Thiere, die sämmtlich ihren Untergang vor Augen sahen.

Da bracht' ein Eber in Vorschlag: „Wagen wir Alle einen gemeinschaftlichen Auffall auf diesen Wütherich! Sei es auch, daß Einige noch dabei zu Grunde gehen; dem vereinten Angriff unterliegt er doch ohne Zweifel, und die übrigen sind gerettet.“

Ein allgemeiner Beifall erscholl. Man rüstete sich zum Aufbruch; nur der Fuchs schüttelte zweifelnd sein Haupt. „Dieser Entschluß,“ sprach er, „ist mißlich, denn er ist Entschluß der Verzweiflung. Laßt mich vorher noch eine List versuchen; gelingt sie, dann thut, was euch gut dünkt!“

Er ging diesen Tag unbegleitet und merklich später als sonst. Schon harrete seiner der Löwe mit zorniger Ungeduld, und brüllte ihm furchtbar entgegen: „Warum kommst du so langsam und allein?“ — —

„An mir, glorreicher Gebieter,“ antwortete schmeichelnd der Fuchs, „liegt wahrlich nicht die Schuld. Ich brachte die schönste,

wohlge  
anderer  
an G  
heit de  
Walde  
die Hi  
ich hie

Löwe.  
Gebiet

L  
Brunn  
benden  
empor.  
that es  
ganz d

„  
sprang  
men.  
Zorn

wohlgenährteste Hirschkuh für dich zur Mittagstafel. Aber ein anderer Löwe hielt auf halbem Wege mich an. Er glich dir fast an Gestalt und Größe, nur nicht an Feuer der Augen und Höhe des Blicks. Ihm, behauptete er, gehöre die Herrschaft des Waldes und dieser tägliche Zins. Vor meinen Augen zerriß er die Hirschkuh; mühsam entfloß ich selbst; nur durch Umwege kam ich hieher. Noch von Weitem hört' ich sein Schmähren gegen dich."

— „Ha! wo ist er, dieser Frevler?“ tobte grimmig der Löwe. „Führe mich hin zu ihm! Ich will ihm zeigen, wer der Gebieter dieses Haines sei!“

Willig war der Fuchs zum Wegweiser. Er kannte einen Brunnen von unergründlicher Tiefe; zu ihm führt' er den Schnaubenden. — „Aus dieser Höhle,“ sprach er, „fuhr dein Feind empor. Sieh' hinein, ob du ihn vielleicht erspähest?“ Der Löwe that es und sah im hellen Wasser sein eigenes Bild. Es hatte ganz die gleiche Wuth in jedem Gesichtszuge.

„Ha! fürwahr, der Frevler dräut mir noch!“ rief er, und sprang blindlings hinein. Das Wasser schlug über ihm zusammen. Der Wald war seines Tyrannen ledig. Denn ein blinder Zorn wird von der Klugheit leicht überlistet.

### Des Kindes Bitte.

Du blicktest auf so wehmuthsvoll,  
Als ich dich jüngst gefangen,  
Indeß im Walde frühlingsvoll  
Der Vöglein Pieder klangen;  
Ich wußte ja bis diesen Tag  
Nicht, was ein Kerker sagen mag —  
O flieg', mein Vöglein, fliege!

Erst als ich durst' zum Vater geh'n,  
Der Jahre lang gefangen,  
Hab' ich das Unrecht eingeseh'n,  
Das ich an dir begangen. —  
Geschwind drum auf das Thürelein;  
Sollst wieder frei und glücklich sein. —  
O flieg', mein Vöglein, fliege!

Doch eh' du eilst zum Waldegrün,  
 Dein kleines Nest zu gründen,  
 Flieg' nach dem Eisengitter hin,  
 Dem Vater zu verkünden:  
 Es grüße ihn sein Töchterlein,  
 Das denke Tag und Nacht nur fein.  
 O flieg', mein Vöglein, fliege!

Sag' ihm, es bete früh und spät  
 Die Mutter mit den Kleinen  
 Zum lieben Gott um Trost und Rath,  
 Zu enden unser Weinen;  
 Und daß er gebe unser Glück,  
 Uns unsern Vater bald zurück. —  
 O flieg', mein Vöglein, fliege!

Vom Gitter flieg' zum Königschloß,  
 Pick' an die Fensterscheiben,  
 Und laß von Leuten Klein und Groß  
 Dich eher nicht vertreiben,  
 Bis daß der Eine dich vernahm,  
 Der enden kann all' unsern Gram.  
 O flieg', mein Vöglein, fliege!

Er hat ein Herz, ein Vaterherz;  
 Ist glücklich in den Seinen!  
 Sing' ihm von einer Mutter Schmerz,  
 Von armer Kinder Weinen;  
 Sing' ihm, daß dich ein Kind gesandt,  
 Vertrauend seiner Vaterhand.  
 O flieg', mein Vöglein, fliege!

Und schickt er voll Barmherzigkeit  
 Sein Gnadenwort hernieder,  
 Dann sing' durch alle Himmel weit  
 Das schönste deiner Lieder: —  
 „Das Lied vom armen Waisenkind,  
 Das seinen Vater wiederfind't.“  
 O flieg', mein Vöglein, fliege!

Städt  
 in ih  
 eines  
 entbeh  
 zwar,  
 vergeb

Folk  
 Woche  
 Späte  
 Kapel  
 Regie  
 Bedin  
 Geme  
 der K  
 sitzth  
 Polko  
 tholis  
 für d

die e  
 Erbar  
 dieser  
 fen fi  
 Guste  
 fand.  
 dort  
 nämli  
 Prote  
 fen.  
 Beitr  
 fan  
 Geist  
 lung

auch  
 Erba



### Was ein Pfennig einbringt!

In Oberschlesien, an der polnischen Grenze, liegt ein Städtchen Namens Rosenberg, bewohnt meistens von Katholiken, in ihrer Mitte leben jedoch gegen 350 Protestanten, die aber eines Geistlichen und eines kirchlichen Gemeindefehens überhaupt entbehren. Der Kreisrichter Knoblauch daselbst bemühte sich zwar, für einen protestantischen Gottesdienst zu sorgen, aber vergeblich.

Da kommt zu ihm ein Kandidat der Theologie, Namens Polko, als Hauslehrer, der die Erlaubniß auswirkt, alle vier Wochen in dem Saale eines Gasthauses predigen zu dürfen. Später wird dem Katholiken eine hölzerne bauwürdige Begräbniß-Kapelle für zehn Thaler jährlich abgemietet. Nachdem aber die Regierung 300 Thaler zur Befriedigung der jährlichen kirchlichen Bedürfnisse unter der Bedingung verwilligt hatte, daß auch die Gemeinde zu diesem Behufe jährlich 200 Thaler aufbringe, was der Kreisrichter Knoblauch durch Verpfändung seines ganzen Besitzthums möglich machte, und nachdem Ende 1847 der Kandidat Polko als Prediger eingewiesen worden war, verlangte das katholische Kirchen-Kollegium ganz unerwartet jährlich 40 Thaler für diese Kapelle.

Um dem Kreisrichter Knoblauch die Hände wieder zu lösen, die er sich freiwillig hatte binden lassen, und um Mittel zur Erbauung einer eigenen Kirche zu gewinnen, da die Mitglieder dieser Kirchengemeinde zu arm sind, als daß sie dieselben beschaffen könnte, reis'te ihr Geistlicher zu der Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins, die im Jahre 1849 zu Breslau stattfand. Zwar erreichte er seinen Zweck nicht, da andere Ansprüche dort geltend gemacht wurden; jedoch eine Idee trug er mit heim, nämlich, wenn nur der sechste Theil der in Deutschland lebenden Protestanten einen Pfennig dazu beisteuerte, so wäre ihm geholfen. — Aber Schleswig-Holstein nahm damals die patriotischen Beiträge aller Deutschen in Anspruch, und das abgebrannte Kraut konnte nicht unberücksichtigt bleiben. Dennoch wagte der Geistliche Polko, durch ein fliegendes Blatt zu einer Pfennigsammlung aufzufordern.

Die Sammlung zu dieser sogenannten Pfennigskirche hatte auch einen gedeihlichen Fortgang, so daß man ernstlich an die Erbauung einer Kirche denken durfte, besonders seit ihr Geistlicher

Polko bei der Hauptversammlung des Gustav-Adolfs-Vereins sich eingefunden hatte, die im Jahre 1850 in Eisenach stattfand.

Von Zeit zu Zeit ließ der Prediger Polko dergleichen fliegende Blätter erscheinen, in welchen er Nachricht gab von dem Stand der Dinge in seiner Gemeinde, insbesondere, wie weit der Bau der Kirche vorgerückt sei, aber auch Rechenschaft ablegte von den Beiträgen, die eingekommen waren. Unter denselben war denn auch eingekommen ein Pfennig von einem Ungenannten aus Breslau, unfrankirt, mit 2 Sgr. Portoauslage, und mit der Bitte um Empfangsbescheinigung. Auch dieser Beitrag, ob aus Leichtsinne, ob aus Bosheit gegeben, wir wollen es unentschieden lassen, wurde so bekannt gemacht und trug reichliche Zinsen. Zunächst wurde dieser Pfennig in Schweidnitz um 5 Thlr. 21½ Sgr. versteigert. Dann liefen eine Menge Spenden als Beiträge zum Porto für diesen Pfennig ein, als 4⅙ Thlr. aus Reinerz, 3¼ Thlr. aus Brohm im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, 3 Thlr. aus Oppeln „zur Vinderung erlittener Kränkung“, 1 Thlr. von einem Ungenannten in Meisse „zur Bezahlung des Porto's jenes Pfennigs“, 1 Thaler von einem andern Ungenannten in Pleß als „Interessen jenes Pfennigs“; kurz, dieser Pfennig hat schon bis jetzt über 26 Thlr. eingetragen. An diesem Beispiel kann man sehen, was ein Pfennig einbringt. Dies lag nicht in der Absicht des Gebers; aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's.

Die Pfennigskirche aber ist vollendet und steht als ein Denkmal da, was christliches Vertrauen und Beharrlichkeit auszurichten vermag.

### Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege.

Als in dem Jahre 1648 die Friedenstrompeten durch Deutschland flogen und das Ende des dreißigjährigen Krieges verkündeten, da sah es traurig um unser Vaterland aus. Fremde Heerschaaren hatten die deutschen Lande verwüstet, Spanier, Wallonen, Italiener, Franzosen, Schweden und Slaven sich in einem dreißigjährigen Kampfe auf deutschem Boden umhergetummelt. Furchtbar genug war das Wort Ferdinand's III.: „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!“ — in Erfüllung gegangen. Zwei Drittheile der Bevölkerung waren umgekommen. Zertretene Felder, in Asche gelegte Dörfer und Städte, zerstörte Werkstätten, durch den Krieg verwilderte Menschen — das waren die Bilder

des Jo  
daß w  
Länder  
erfle  
Der e  
festgef  
land n  
hat wi  
lichen  
ist der  
land n  
drich  
Achtun  
namen  
fast no  
nur in  
in Eu  
in we  
schlag  
angebr  
Leibe.  
selbst  
ven, i  
und P  
war d  
gefallen  
er ber  
Alles  
z. B.  
oder C  
send  
aufgef  
wegret  
daten  
und w  
darübe  
burg i  
auf de  
ser Se  
hatte:  
würde

s= Vereins  
 stattstand.  
 n fliegende  
 em Stand  
 der Bau  
 von den  
 war denn  
 aus Bres-  
 der Bitte  
 us Leicht-  
 en lassen,  
 Zunächst  
 1 1/2 Sgr.  
 träge zum  
 Keinerz,  
 z= Strelitz,  
 , 1 Thlr.  
 s Porto's  
 amnten in  
 ennig hat  
 i Beispiel  
 , nicht in  
 ott lenk's.  
 als ein  
 keit aus-

des Jammers, die unser Vaterland überall bot. Dazu kam noch, daß wichtige Landestheile von demselben losgesprengt und fremden Ländern einverleibt wurden. Und die Kaiserwürde, die einst die erste in der Christenheit gewesen, sie stand jetzt machtlos da. Der einzige Gewinn des Friedens für Deutschland war die nun festgestellte Duldung der Protestanten. Dennoch erholt sich Deutschland wieder, und daß es sich nach einem dreißigjährigen Kriege hat wieder erholen können, das ist ein Zeichen seiner unverwüsthlichen Kraft, seiner ursprünglich gesunden Natur. Preußen aber ist der Staat gewesen, der das ungläublich erniedrigte Deutschland wieder zu Ehren brachte. Der große Kurfürst und Friedrich der Einzige waren es, die den Völkern Europa's wieder Achtung vor Deutschland einzulößen wußten. Die Fremden, namentlich Frankreich, gebahrten mit diesem armen Deutschland fast nach Willkür; besonders Ludwig XIV. Dieser wollte nicht nur im Innern Frankreichs Herr sein, er wollte auch Herr sein in Europa. In diesem Uebermuth ließ er sich eine Uhr machen, in welcher ein künstlicher französischer Hahn bei jedem Stunden-schlag krähete, der deutsche Adler aber, welcher auch an der Uhr angebracht war, zitterte bei diesem Krähen jedesmal am ganzen Leibe. Eine große Statue hatte er fertigen lassen, die ihn selbst darstellte, stehend auf dem Nacken von vier gefesselten Sklaven, in deren Attributen man den Kaiser, Spanien, Holland und Brandenburg deutlich erkannte. Im westphälischen Frieden war das deutsche Land Elsaß Frankreich bei der Vertheilung zugefallen. Plötzlich erklärte Ludwig, daß er zu Allem dem, was er bereits vom heiligen deutschen Reiche erobert habe, auch noch Alles das haben müsse, was jemals damit zusammen gehangen, z. B. alle Klöster und Ortschaften, die einmal im Lehnverband oder Erbvertrag mit Elsaß gestanden hätten, wäre dies auch tausend Jahre her. Hatten seine Rechtsgelehrten einen solchen Ort aufgefunden in den Akten, so ließ er gleich die alten Wappen wegreißen und die Lilien aufpflanzen, dabei steckten seine Soldaten wie Mordbrenner oft ganze Städte und Dörfer in Brand, und während man in Regensburg auf dem deutschen Reichstage darüber berathschlugte, erscholl auf einmal die Nachricht: Straßburg ist französisch. Ludwig hatte die Stadt, als die Bürger auf der Frankfurter Messe waren, überrumpelt. Straßburg, dieser Schlüssel von Oberdeutschland, von dem Karl V. noch gesagt hatte: wenn Wien und Straßburg zugleich bedroht wären, so würde er doch sogleich zur Rettung von Straßburg hineinrennen, —

je.

Deutsch-  
 erkündeten,  
 Heerschaa-  
 Wallonen,  
 nem drei-  
 Furcht-  
 ne Wüste,  
 n. Zwei  
 tene Fel-  
 erkstätten,  
 ie Bilder

dieses wichtige Straßburg war französisch geworden, mitten im Frieden, und der verrätherische Bischof, Wilhelm von Fürstenberg, hatte den König Ludwig mit dem Gruze Simons bei seinem Einzuge empfangen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ — Ludwig stellte sogleich viele Franzosen in Straßburg an, und ließ es dann durch ungeheure Festungswerke uneinnehmbar machen. Er befahl, die deutsche Tracht abzulegen und namentlich den Frauen, sich streng nach der neuesten französischen Mode zu kleiden, um sich von ihren einfachen deutschen Sitten abzuzeichnen. Außer jenem Bischof gab es leider der Verräther noch mehrere in Deutschland, selbst unter den Gelehrten und Ministern, die der schlaue Ludwig zu bestechen wußte. So weit war Deutschland herunter gekommen. Den Ministern ließ er namhafte Geschenke zugehen und nannte sie Cousins; die Gelehrten, die in ihren Schriften Frankreich über Alles erhoben, begnadigte er mit Pensionen und ließ ihnen schreiben, wenn er auch nicht das Vergnügen habe, ihr Herr zu sein, so gewinne er und die französische Nation doch von jedem Fortschritt der Wissenschaft, und er sei deshalb den Förderern derselben immer verpflichtet. Nicht umsonst schmeichelte Ludwig diesen unpatriotischen Leuten, er wollte sich die römische Kaiserkrone verschaffen, und jene thaten das Ihrige redlich dazu, ihn als den ersten Monarchen, den die Welt habe, darzustellen. Dabei verstand er es, den französischen Hof zum blendenden Mittelpunkt des irdischen Glanzes zu machen. Seine Lustschlösser mit den großen Marmortreppen und den berühmten Spiegelgalerien, seine Gartenanlagen mit den beschnittenen Alleen und Springbrunnen, seine Hoftrachten, Hoffeste, Hofetiquetten wurden das Musterbild für Europa, namentlich in Deutschland. Alle, auch die kleinsten Reichsritterschaften ahmten ihm rasch und eifrig nach; jeder schuf sich ein Versailles, ein Palais Ludwigs, wie es die Welt vorher nicht gesehen. Auch die kurzen Beinkleider mit dem Frack, die Schuhe mit den feidenen Strümpfen wurden überall eingeführt. Selbst die französischen Perrücken fanden Eingang, die allenfalls die leichten, gewandten Franzosen tragen konnten, die sich aber auf den Köpfen der ersten Deutschen gar übel ausnahmen, und doch zwang die Mode alle Stände, die Perrücken zu nehmen, sogar die Geistlichen; ja so weit verirrte man sich, daß man selbst die Bäume im Garten perrückenförmig zuschnitt. Nicht nur die Sitten wurden französisch, auch die Sprache ward es, und wenn man Bücher aus jener

Zeit li  
wie sch  
hat en  
spiele r  
zöfische  
waren  
tige, s  
Um vo  
mit fro  
der au  
mochte  
Göthe,  
Wohl t  
das Gr  
gar oft  
Nation  
Franzö  
rufen,  
nahm s  
sich ku  
spotten  
wandte  
man H  
Astrolo  
U  
der es  
land se  
Sieg b  
in der  
Wilhel  
ab. C  
und be  
Friedri  
nennen.

D  
lesen in

Zeit liebt, so kann man sich eines tiefen Unmuths nicht erwehren, wie schmachvoll das deutsche Volk in jenen traurigen Zeiten sich hat entdeutschen lassen. Nicht nur Gedichte, Romane und Schauspiele wurden nach französischer Weise geschrieben und mit französischen Floskeln gespickt, selbst, was unglaublich ist, die Predigten waren oft nicht davon frei. Und doch hatte Luther eine so kräftige, schöne deutsche Sprache geschaffen, man benutzte sie nicht. Um vornehm zu thun, trat man den Franzosen nach, verbrämte mit französischen Worten die reiche, edle deutsche Sprache, und der außerordentliche Aufschwung, den Luther ihr gegeben, vermochte sich nicht zu halten, bis endlich ein Klopstock, Lessing, Göthe, Schiller die deutsche Sprache wieder zu Ehren brachten. Wohl thut ein Volk recht daran, wenn es von andern Nationen das Gute, was es bei ihnen findet, sich anzueignen sucht, aber gar oft hat der Deutsche das Edle und Treffliche, was in seiner Nation liegt, übersehen und sich lieber dem Fremden hingegeben. Französische Lehrer und Tanzmeister wurden nach Deutschland berufen, um französische Bildung zu lehren; wer Geld hatte, unternahm Reisen nach Paris, um hier im Mittelpunkt der Kultur sich kultiviren und nebenbei sich mit seinem eckigen Wesen ausspotten zu lassen von den feinen, leichtfüßigen Franzosen. Alles wandte seine Blicke auf Frankreich. Daheim aber verbrannte man Hexen, folterte man die Angeklagten, trieb Alchymie und Astrologie.

Unter allen deutschen Fürsten war es der große Kurfürst, der es am schmerzlichsten fühlte, welche Schmach es für Deutschland sei, sich von den Franzosen so herabsetzen zu lassen. Sein Sieg bei Fehrbellin über die gefürchteten Schweden hob Preußen in der öffentlichen Meinung. Einer seiner Nachfolger, Friedrich Wilhelm, schaffte die Perrücken und die französischen Hoffkleider ab. Sein Wahlspruch war: „Ich will nicht französisch sein,“ und bald hörte man in dem englischen Parlament Preußens Friedrich d. Gr. nicht anders als den „wundervollen Mann“ nennen.

### Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.

Dieses Sprüchwort hat der kleine Leser gewiß schon oft gelesen im Schullesebuch, auch hin und wieder eine Geschichte dazu;

diesmal aber will ich durch ein recht schlagendes Beispiel zeigen, wie wahr dieses Sprüchwort sei.

Ein Bäuerlein, welches zwischen Wesel und Schermbeck wohnt, und das sich für besonders klug hält — überhaupt sollen dort gar kluge und vorsichtige Leute wohnen — bringt eine Kuh zum Markt nach Borken, und hofft dafür einen recht schönen Preis zu erhalten. Jedoch der Handel geht schlecht, das Vieh ist wohlfeil und er erhält nur 30 Thlr. für sein Kühlein. Da steht ein Jude in der Nähe und hat einen alten Schimmel zu verhandeln. Der Handel geht aber auch sehr langsam und unser kluges Bäuerlein sieht und schaut zu. Da kommt der Jude und spricht: „Hör', Bauer, biet' einmal mit, damit Handel kommt; wenn ich das Pferd verkaufe, bekommst Du einen Thaler.“

— „Ja,“ sagt der Bauer, „ich brauche kein Pferd, den Thaler aber könnte ich gebrauchen.“

— „Gut!“ sagt der Jude, „bringe nur Handel hinein, und Du verdienst einen Thaler.“

Nun bietet er gleich fünf Thaler mehr für den Schimmel, und als er ausgeboten wird, setzt er noch zwei Thaler drauf und der Jude schlägt den Schimmel zu. Der Bauer ruft ihn bei Seite und spricht: „Ihr wart zu schnell, ich kann ja den Schimmel nicht brauchen, es war ja bloß zum Schein.“

Der Jude aber machte ein sehr ernstes Gesicht, hielt den Handel für richtig, rief die Polizei zu Hülfe und der Bauer mußte den Schimmel annehmen und abschläglichs seine 30 gelösten Thaler auszahlen. Sonst mag das Reiten sehr angenehm sein; aber diesmal wurde der Weg dem Bäuerlein sehr lang, und doch hatte er keine Eile nach Hause, aus ganz bekannten Ursachen. Seine Frau, die sich auf eine Summe schöner Thaler gefreut hatte, war nicht wenig erstaunt, ihren Mann auf einem Schimmel zu erblicken. Es müsse aber Jedem so gehen, der seine Hand bietet zu einem Betrüge.

### Das buchstabirende Kind.

„Ach, Mütterchen! Väterchen bleibt so spät!

Die Nacht ist wild und graus!“

„„Komm', Kind, und lerne Dein Alphabet!

Bis morgen kommt er nach Haus!““

## A. B. C.

„Mir thut das Herz so weh!  
 Lieb' Mütterchen mein, das Auge mir bricht!  
 Ich sehe vor Angst die Buchstaben nicht!“  
 „„Nur ruhig, mein Kind! und lerne nur brav!  
 Dann will ich Dich wiegen in sanften Schlaf!““

## D. E. F.

„Ich weiß nicht, ob ich's treff!  
 Und hörst Du nicht draußen den wilden Sturm,  
 Und schrillen die Fahn' am Kirchenturm?“ —  
 „„Mein Kind, 's ist nichts! lieb' Väterchen weiß  
 Zu finden im Dunkel das alte Gleis!““

## G. H. I.

„So bang' war mir noch nie!  
 Lieb' Mütterchen, ach! ich kann nicht mehr!  
 Mir fließen die Thränen darüber her!“  
 „„Nicht weine, mein Kind! es wacht ja doch  
 Ein anderer Vater im Himmel noch!““

## K. L. M.

„Wie auch die Thränen ich hemm',  
 Sie drängen sich mit Gewalt hinaus! —  
 Lieb' Mütterchen, horch! es klopft am Haus!“  
 „„Nicht doch, es rüttelt am Thor der Wind!  
 Nur weiter! — bald sind wir zu Ende, mein Kind!““

## N. O. P.

„Wenn ich nicht bald ihn seh',  
 So wird es mir pressen das Herz entzwei —  
 Ach, Mütterchen! hörst Du den Hülfeschrei?“  
 „„'s ist Täuschung! sei ruhig, mein lieber Sohn,  
 Das war der Eule krächzender Ton!““

## Q. R. S.

„So will ich denn lernen indeß,  
 Bis ich vernehme des Pferdes Huf. —  
 Gott! Mutter! — von Neuem ein Hülfesruf!“  
 „„Du irrst, mein Kind! es heulet im Wald!  
 Fahr' fort! lieb' Väterchen kommt nun bald.““

I. U. B.

„Siehst Du den Schatten grau!!?  
 Lieb' Mutter — o Mutter! es winkt mir zu —  
 Mir schwindelt — komm', bringe — Dein Kind zur Ruh'.“

X. J. Z.

„Ich möchte — so gerne — zu Bett!“ —

Der Mutter grauset's, sie wendet sich um,  
 Da grüßt sie ein blutiger Schatten stumm —  
 Sie herzet das Kindlein am Busen warm,  
 Und herzt eine Leiche im Mutterarm.

(Langenscharz.)

### Skizzen aus Mexiko.

(Mit einem Bilde.)

In den Gegenden der Mitte des Freistaates von Mexiko sind die Hacienda's eigentliche Festungen, obgleich sie weder Zugbrücken, Thüren noch Gräben haben. Aus Backsteinen oder behauenen Steinen erbaut, können sie mit ihren zinnenartigen Terrassen, ihren festen Thüren, Eisenstangen vor den Fenstern — leicht vertheidigt werden. Die Geschichte der Bürgerkriege in Mexiko ist seit einigen Jahren sehr fruchtbar an Beispielen von regelmäßigen Belagerungen, welche durch diese Art von Ritterburgen ausgehalten wurden. Man kann wohl sagen „Ritterburgen“, obwohl dieselben in einer Republik liegen; denn die Arbeiter in diesen Hacienda's sind im Grunde nur Vasallen oder eigentlich Leibeigene. Mitten in weiten Einöden erbaut, sieht man rings um diese Höfe her eine Anzahl wandernder Familien sich ansiedeln, die sich glücklich schätzen, in gefährlichen Zeiten Schutz unter ihren Mauern, Arbeit auf ihren Ländereien und kirchlichen Trost in ihren Kapellen zu finden. Die Lage dieser Tagelöhner ist sicherlich schlimmer, als die der Neger in andern Kolonien, denn Letztere können doch durch Arbeit sich ihre Freiheit erkaufen. Die Eigenthümer bezahlen zwar ihre Arbeiter mit Geld, allein nach einigen Tagen sehen sich diese gezwungen, ihren Herren alle Lebensbedürfnisse um den fünffachen Werth abzukaufen, und so wird der freie Arbeiter in Mexiko bald auf eine solche Weise zum Schuldner, daß ein ganzes Leben voll Arbeit

und Mi  
 abzulöse  
 Herrn  
 Je  
 hier die  
 von den  
 Ansehen  
 Die H  
 von Leh  
 dete ein  
 den Her  
 nehmen  
 aller M  
 für Pse  
 mit den  
 lassen.  
 kommt  
 bar zu  
 den soll  
 achtmon  
 verbran  
 frischen  
 flammen  
 in die  
 Z  
 der Ha  
 werden  
 Füllen  
 Eigenth  
 beritten  
 das Ze  
 jähriger  
 ritten,  
 auf ih  
 Sattel  
 Fleisch  
 —  
 die Erl

\*)  
 Californ



und Mühseligkeit seine Verpflichtungen gegen die Herrschaft nicht abzulösen vermag; — so tief steht der Lohn, den er von seinem Herrn empfängt, unter der Ausgabe, die er demselben leisten muß.

Sch\*) pilgerte nach den fernen Grenzdistrikten, und fand hier die Hacienda's etwas verändert. Diese Höfe, welche nicht von den Spaniern erbaut wurden, haben nicht das großartige Ansehen, welches alle Werke der Eroberer von Mexiko bezeichnen. Die Hacienda della Noria, das Ziel meiner Reise, war von Lehm erbaut und mit Kalk übertüncht. Dieses Gebäude bildete ein weites Parallelogramm, in welchem die Wohnungen für den Herrn und die zahlreichen Gäste enthalten waren, die er aufnehmen konnte. Weiterhin waren die Behausungen der Diener aller Art. Es ist bemerkenswerth, daß man keine Ställe, weder für Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe findet; dieselben sind mit den Schafen und Ziegen ganz ihrem wilden Zustande überlassen. Man findet gleiche Nachlässigkeit im Feldbau: der Mensch kommt der Natur nur wenig zu Hülfe, um die Weideplätze fruchtbar zu machen, worauf die zahllosen Heerden ihre Nahrung finden sollen. Alljährlich vor der Wiederkehr der Regenzeit, wenn achtmonatlicher Sonnenschein das Gras der Ebenen und Hügel verbrannt hat, werden die dürren Halme angezündet, um dem frischen Grase Raum zu schaffen. Dann sieht der Reisende die flammenden Hügel den Horizont röthen und glühende Streiflichter in die Einöde fallen, die er durchwandert.

Jedes Jahr findet eine Hetzjagd in der ganzen Ausdehnung der Hacienda statt; Tausende von Stieren, Pferden, Mauleseln werden dann in die Toriles (Pfahlumzäunungen) getrieben. Die Füllen und das junge Rindvieh, womit sich der Reichthum der Eigenthümer vermehrt hat, werden durch die Vaquero's, d. h. berittene Kuhhirten, mit Hülfe ihres Lazo eingefangen, um ihnen das Zeichen der Hacienda auf den Rücken zu brennen. Die fünfjährigen Füllen werden gebändigt, d. h. zwei- oder dreimal geritten, dann suchen die Novillas (Füllen und Kälber) wieder auf ihren Weideplätzen die Schmach zu vergessen, welche der Sattel oder das Zeichen der Dienstbarkeit, das zischend in ihr Fleisch brannte, ihnen zugesügt hat. —

— — Der Hauptzweck aller Rindviehzucht in Mexiko ist die Erlangung des Fleisches, des Fettes und der Häute, so wie

\*) So erzählt Gabriel Ferry in seinen Skizzen aus Mexiko und Neu-Californien.

die Benutzung der Ochsen als Zugvieh beim Ackerbau. Auf den großen Zuchtglütern wird jährlich an bestimmten Tagen eine bedeutende Anzahl Vieh auf Einmal geschlachtet, und eine solche Schlächtereier — *matanza* — ist immer ein Fest, bei dem es gar lustig zugeht. Das zum Schlachten bestimmte Vieh wird in der Regel mit dem Lazo, einer langen Wurffschlinge aus ungegerbtem Rindsleder — eingefangen. Es gehört dazu Behendigkeit, Muth und Geschicklichkeit. Der Lazo ist aber auch schon in früher Jugend ein Spielwerk der Knaben, und Uebung macht ja überall den Meister. Ist das Vieh geschlachtet, so wird alles Fett vom Fleisch entfernt, Kopf und Knochen werden ausgekocht, um Fett zu gewinnen und das magere Fleisch wird dann in lange Riemen geschnitten, um getrocknet zu werden. Fleisch und Fett bilden einen bedeutenden Theil des Binnenhandels. Da aber die Heerden so sehr zahlreich sind (mancher Besitzer hat 10- bis 20,000 Stück), so werden noch eine Menge zu allen Jahreszeiten auf die Märkte der Städte und Dörfer gebracht, daselbst geschlachtet und das Fleisch frisch verkauft. Mit welchen Gefahren die *Vaquero's* zu kämpfen haben, wie groß die Wildheit der eingefangenen Stiere oft ist, davon möge ein neuerer Reisender einen Beweis liefern. Der Baron J. W. v. Müller erzählt in seinen Bildern aus Mexiko folgendes Abenteuer:

Nach einer Stunde starken Reitens erreichten wir den Wald, durch welchen ein enger Pfad führte, der zu beiden Seiten mit einer undurchdringlichen Wand von Bäumen, Sträuchern und Schlinggewächsen, wie mit grünen Mauern eingefast war.

Elysinen mit Lilablüthen überzogen, Ficus mit ihren Taufenden von säulenartigen Luftwurzeln, Gummielastikum- und andere starke Bäume bildeten die Grundpfeiler derselben und sie verbanden zahllose, zierliche Robinien, Akazien, Mimosen wieder durchflochten von Bouhinien und Ingos, deren büschelförmige Blüten reiche Festons bilden. Dazwischen unzählige Bignonien, Aristolochien, Bohnen und Erbsen, darunter die *Dolchos pruriens*, gegen deren juckende Stacheln man sich nur schwer schützt. Nicht minder unangenehm sind die schönen *Tatropfenarten*, *Rhus radicans*, die von den Mexikanern sogenannte „böse Frau“ (*Mala mulier*), deren Berührung mit bloßen Händen stark brennende Entzündungen hervorruft.

Noch befand ich mich kaum eine halbe Stunde in diesem dichten Laubgang, als ich vor mir einen Reiter erblickte; das eine Ende seines Lazo war um den Sattelknopf, das andere in

einer Län  
ner ein  
Thieres  
ein zwei  
der Stie  
marschie

So  
möchte  
portirter  
schwierig  
Wald i  
Rancher  
Thier fe  
überzufe  
an die  
langen  
men, b  
brüll un  
den hint  
nern au

D  
und jag  
folgte.  
vor mi  
des Pfa  
brauch  
doch glo  
zweifelte  
mit den  
sammt  
Rasende  
angesehe

Je  
mein P  
des Wa  
Dornen  
dicke Led  
J  
den zwe  
der, in  
Sein C

Auf den einen eine heftige, eine solche, die es gar nicht in der ungeheberten Muth in früher ja überall Fett vom um Fett ange Rie- und Fett a aber die 10= bis ahreszeiten selbsti ge- Gefahren ldsheit der Reisender erzählt in

einer Länge von ungefähr 15 Schritten hinter ihm um die Hörner eines mächtigen Stieres geschlungen. Durch die Nase des Thieres war ein zweiter Lederstrick gezogen, dessen hinteres Ende ein zweiter Ranchero an seinem Sattel befestigt hielt, so daß der Stier in der Mitte zwischen dem hintern und vordern Reiter marschieren mußte.

Schon von Weitem riefen mir die beiden Leute zu, ich möchte doch ja umkehren, da sie einen sehr bössartigen Toro transportirten. Auf dem engen Pfade war wohl das Ausweichen eine schwierige Sache: da ich aber nicht gern die Strecke bis vor den Wald hinaus wieder zurückreiten wollte, so bedeutete ich den Rancheros, daß sie das wirklich prachtvolle, aber wildblickende Thier festhalten sollten, da ich versuchen würde, an ihnen vorüberzukommen. Vorsichtig drängte ich mein schon zitterndes Pferd an die eine Seite des Pfades, während ich aus Vorsicht meinen langen Reiterfäbel zog. Kaum einige Schritte vorwärts gekommen, bemerkte mich der Stier. Mit einem kurzen, heisern Gebüll und einem wüthenden Satz riß er den Lazo ab, der ihn an den hintern Reiter gefesselt hatte, und stürzte mit gesenkten Hörnern auf mich los.

Ohne den Angriff abzuwarten, warf ich mein Pferd herum und jagte im Galopp zurück, während der Stier in weiten Säten folgte. — Mein Mayordomo und der eine Ranchero, welche vor mir hereilten, benahmen meinem Pferde wegen der Enge des Pfades die Möglichkeit, von seiner größern Schnelligkeit Gebrauch zu machen. Unterdessen gewann der Stier an Weg; — doch glaubte ich ihn noch nicht nahe, als mein Pferd einen ver zweifelten Sprung in die Luft machte. Der Bulle hatte dasselbe mit den Hörnern gestreift; noch einen Augenblick und ich wurde sammt dem Pferde kopfüber geworfen und von den Hörnern des Rasenden verarbeitet, wie ich dies häufig bei Stiergefechten mit angesehen hatte.

In dieser kritischen Lage auf's Aeußerste getrieben, riß ich mein Pferd nochmals herum und spornte es in's dicke Gestrüpp des Waldes. Unwiderstehlich brach es durch Schlingpflanzen und Dornen, die mir das Gesicht blutig kratzten, während nur meine dicke Lederkleidung den Körper gegen ihre Haken und Dornen schützte.

Ich glaubte mich gerettet, — der wüthende Verfolger mußte den zwei Voraneilenden gefolgt sein?! aber nein, da ist er wieder, in mächtigen Säten rast er durch die ihm geöffnete Bahn. Sein Erscheinen, sein Schnauben treibt das geängstigte Roß zu

erneuten Anstrengungen; doch lange konnte der ungleiche Wettlauf nicht währen.

Da gähnte mir, als kaum der Wald etwas lichter geworden, eine Erdspalte entgegen\*), bodenlos, tief und wohl zu breit, ihre andere Seite im Sprung zu erreichen; — und doch galt keine Wahl, nur noch einen Augenblick und der Stier warf Kopf und Mann in den Abgrund, in welchem beide zerschellen mußten. Verzweifelt stieß ich die Sporen in die Seiten des armen Rosses, es flog empor und im nächsten Augenblick berührten seine Vorderfüße den jenseitigen Rand der Baranka, an dem es sich mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte vollends emporarbeitete.

Ich war gerettet — allein rieselndes Blut überströmte meine Augen. Im Moment des Aufspringens hatte mich ein entgegenstehender abgebrochener Ast gerade auf die Stirn getroffen und mich fast rücklings über's Pferd in die Tiefe gestoßen.

Mit Mühe wischte ich das Blut aus meinen Augen, um mich nach meinem Gegner umsehen zu können.

Schäumend vor Wuth, daß ich ihm entkommen, peitschte er am andern Rande der Baranka mit seinem Schweif die Flanken, indeß seine kräftigen Hörner den Boden aufwühlten, daß Steine und Schollen weit umher flogen. Ich fühlte große Lust, ihm mit einigen Kugeln aus meinem Revolver meinen Dank für gehabte Mühe und die Wunde, welche mir die höllische Jagd zugezogen, zuzuschicken; allein außer dem Bereich seiner Macht stimmte mich der Gedanke an die armen Ranchero's, welchen das prächtige Thier gehörte, versöhnlicher.

Ich und mein Pferd waren mittlerweile so zu Athem gekommen, daß ich meinen Weg dem Laufe der Baranka entlang fortsetzen konnte, während mich der Stier am jenseitigen Ufer hartnäckig begleitete, bis er mich aus den Augen verlor.

Auf einem weiten Umwege, mich durch das Dickicht des Waldes hauend, gelangte ich endlich wieder zu meinem Mayordomo.

\*) Diese Erdspalten, Barankas genannt, sind in Mexiko, namentlich auf der Seite des Atlantischen Oceans sehr häufig. Sie erstrecken sich oft viele Meilen weit von Osten nach Westen und haben bei wechselnder Breite eine Tiefe bis 1500, ja 2000 Fuß.

## Der wackere Abc - Schütze.

Zu jener Zeit, als die stolzen und wüthenden Spanier noch am Rheine hauseten, zog der wackere Prinz Moritz von Dranien, ein tüchtiger, wenn auch noch jugendlicher Held, vor die Festung Nymwegen, um diese Stadt von der Herrschaft der Spanier zu befreien. Der Winter nahete, und nach der damaligen Kriegsführung wurde gewöhnlich um diese Zeit alle Fehde eingestellt; allein Moritz berief um sich seine Streitgenossen, redete freundlich selbst mit dem gemeinen Mann, und bat sie Alle, nur noch so lange auszuhalten, bis er die getreue Stadt Nymwegen, wo so mancher wackere Bürger unter dem Drucke der Spanier seufze, würde erobert haben. Begeistert drängte sich die Schaar der Krieger um ihren jugendlichen Führer und versprach muthig Stand zu halten. Der Prinz versuchte zunächst den Weg der Güte, sandte einen Boten in die Stadt und ließ ihr seinen Gruß entbieten, mit der Aufforderung: das spanische Joch abzuwerfen und ihm die Thore freiwillig zu öffnen. Die Rathsherren, bei denen so oft guter Rath theuer war, versammelten sich schnell auf dem Rathhause und wagten es nicht, ihre geheimen Wünsche auszusprechen. Da schritt der alte Commandant, ein stolzer Spanier, in ihre Mitte und gab dem Herold folgenden Bescheid: „Sagt Eurem Führer, die Stadt und Festung Nymwegen sei eine zu schöne Braut, als daß sie sich jedem jungen Freier so gleich ergeben sollte. Seit zwanzig Jahren habe ich mich siegreich im Kriege umhergetummelt, und sollte einem Zinkerlein ohne Bart die Festung übergeben? Nimmermehr! Sagt Eurem Herrn, er solle nach Hause gehen und erst das Abc der Kriegskunst lernen, dann wollten wir uns weiter sprechen!“ — — — Der Herold zog mit diesem Bescheide ab und überbrachte denselben wortgetreu seinem Herrn und Fürsten. Prinz Moritz lächelte, und sprach: „Er soll den Knaben ohne Bart, den Abc schützen schon kennen lernen, und ehe wir abziehen, wird er eingestehen, daß ich mein Abc gut gelernt habe!“ — —

Nun gab der Prinz Befehl, einen Erdwall aufzuwerfen, und — nach der damaligen Kriegstaktik — auf diesem Erdwall Thürme aufzuführen, 25 an der Zahl. Jeder Befehl wurde pünktlich ausgeführt. Nach kurzer Zeit war Nymwegen von einem hohen Walle eingeschlossen, 25 Kriegsthürme sahen in die Stadt hinein und von jedem wehte ein lustiges Fähnlein, das erste trug ein A, das zweite ein B u. s. w. bis zum 25., welches mit Z bezeichnet

war. Also strahlte ein A, B, C um Hymwegen herum. Wo war die Mitte? Im Buchstaben N! Richtig! Da stand der jugendliche Prinz und vollführte seine Befehle, und lustig schallten die Geschütze von A bis Z. — Das war dem Spanier 'eine ernste Musik; aber tapfer stellte er sich mit den Seinigen entgegen. Drei Tage hielt er den fürchterlichen Kampf aus; die Stadt zitterte unter dem furchtbaren Kugelregen, da mußte er sich zurückziehen. Prinz Moritz erkannte seinen Vortheil, ließ Sturmleitern anlegen und die Festung wurde glücklich eingenommen. Nun sollte man denken, daß der jugendliche Sieger übermüthig geworden, und für die schändliche Antwort, die ihm geworden, jetzt eine gehörige Gegenantwort gegeben habe. Moritz war aber ein zu edler Herr, als daß ihm so gemeine Ansichten eigen gewesen wären. Als der alte Commandant gar ernst und niedergeschlagen vor ihm erschien, sprach er in freundlicher Weise: „Ich gewähre Euch einen ehrenvollen Abzug, wie es tapferen Soldaten geziemet; allein bevor wir scheiden, müßt Ihr gestehen: daß der Knabe ohne Bart ein tüchtiger ABC-Schütze gewesen ist.“

„Feurige Kohlen auf das Haupt seines Feindes zu sammeln, ist von jeher eine christliche Tugend gewesen.“

### Die Spinne.

„Pfui, Spinne!“ hört man oftmals die Leute ausrufen, wenn sie ihren Ekel oder Unwillen kundgeben wollen. Sonach ist die arme, kleine und unschuldige Spinne an des Teufels Stelle getreten, den man sonst unter gleichen Umständen ausrief. Damit thut man jedoch der Spinne ein offenes Unrecht, und namentlich versündigt sich das weibliche Geschlecht an ihr, welches in der Regel der Spinne bitterste Feindin zu sein pflegt. Wer sonst als die Spinne hat den Frauen das Strumpf-, Häkel- und Filetstricken gelehrt? Wer sonst als sie dem Fischer und Seiler gezeigt, wie man Netze und Seile fertigen solle? Selbst der Zimmermann, welcher die Dachsparren mit Dachlatten übernagelt, scheint bei ihr in die Lehre gegangen zu sein!

Man zählt gegenwärtig 1000 verschiedene Arten von Spinnen. Ob es wohl unter den tausend Millionen Menschen, welche den Erdboden bewohnen, tausend Armeen gibt, deren Krieger durch Größe, Gestalt, Farbe, Zeichnung, Bekleidung und Aus-

rüstung  
die Sp  
und S  
alle W  
zu erh  
zwischen  
ihr fei  
vollkom

G  
sämmtl  
materia  
Schöpf  
und ge  
dessen  
eigener  
sich die  
rend de  
trägt u  
Flachs=  
Welcher  
die von  
kann, f  
wie der  
mit der  
der Da  
den Ric  
Gewebe  
ihrem  
Esse we  
nicht di  
sich da  
mit der  
ändern  
der un  
dürfte, B  
ist? W  
zwischen  
wo sie  
ihres N  
loseilt,  
lichen P

herum. Wo  
a stand der  
lustig schall=  
Spanier eine  
seinigen ent=  
of aus; die  
mußte er sich  
ließ Sturm=  
ingenommen.

übermüthig  
worden, jetzt  
war aber ein  
igen gewesen  
dergeschlagen  
Ich gewähre  
en geziemet;  
Knabe ohne

zu sammeln,

te ausrufen,  
n. Sonach  
eufels Stelle  
asrief. Da=  
Anrecht, und  
ihr, welches  
pflegt. Wer  
Häfel- und  
und Seiler  
oft der Zim=  
übernagelt,

i von Spin=  
schen, welche  
eren Krieger  
g und Aus-

rüstung eben so wesentlich von einander sich unterscheiden, wie die Spinnen? Diese könnte man, im Gegentheil zu den Straßen- und Seeräubern, Lusträuber oder auch Luftschiffer nennen, welche alle Wege, Dörter und Schliche genau kennen, wo reichliche Beute zu erhaschen ist. An sonnigen Dörtern, in stillen Winkeln, zwischen Fenstern, Thüren und Zuglöchern spinn und spannt sie ihr feines, kunstvolles, fast unsichtbares Netz aus, das nach der vollkommensten Baukunst gefertigt ist.

Gleich dem Ungarischen Topfstricker, trägt die Spinne ihr sämmtliches Handwerkszeug, ihr Spinnrad, ja sogar ihr Spinnmaterial bei sich. Jeder ihrer acht Füße ist ein Kunstwerk des Schöpfers, versehen mit Kämmen, Bürsten, Hacken, Griffeln und gezähnten Borsten; ihr Rücken dagegen das Lochbrett, durch dessen zahlreiche Oeffnungen sich die Fäden herausspinnen; ihr eigener Körper endlich das Drehrad, durch dessen Bewegungen sich die vielen einzelnen Fäden zu einem einzigen verbinden. Während der menschliche Seiler seinen Hauf in der Schürze vor sich trägt und solche wiederholt füllen muß, besitzt die Spinne ihre Flachs- und Hanstammer, die unerschöpflich ist, in sich selbst. Welcher Seilermeister vermöchte es der Spinne nachzuthun, welche die von ihr gefertigten Seile wieder verzehren und in sich bergen kann, sobald sie solches für nöthig erachtet? Eben so kunstgerecht wie der Zimmermann, wenn er beim Aufrichten eines Dachstuhls mit dem Hauptbalken den Anfang macht und mit dem Aufnageln der Dachlatten endigt, oder wie der Schiffbauer, welcher zuerst den Kiel legt, spannt die Spinne zunächst die Hauptstützen ihres Gewebes auf. Auf welche Weise aber gelangt die Spinne bei ihrem Netzbaue von einem Thürpfosten nach dem andern, oft eine Elle weit und darüber auseinander stehenden, der oben oftmals nicht durch einen Querbalken mit jenem verbunden ist? Vermag sich das kleine Thier so weit hinüber zu schnellen oder läuft es mit dem nachgeschleppten Faden hinab auf den Fußboden und den andern Pfosten wieder herauf? Wie aber kann sie den Faden, der unterwegs an manchem Hindernisse hängen geblieben sein dürfte, weit wieder kürzen und straff anspannen, als es nöthig ist? Wie flink, gleichmäßig und fest die Spinne die engen Maschen zwischen den Netzbalken anknüpft! Wie sie in dem Winkel, wo sie listig auf ihre Beute lauert, auch die leiseste Bewegung ihres Netzes fühlt und rasch auf ihren zappelnden Gefangenen loseilt, um ihn, geschickter als ein Kerkermeister, mit unauslöschlichen Banden zu fesseln! So dünn auch die Fäden eines Spinnnetzes

sind, so vermag dennoch die größte Kreuzspinne daran hin- und herzuklettern, ohne daß das Gewebe zerreißt. Jeder an sich schon haarfeine Faden ist aus mehr als dreißig Fäden zusammengekehrt!

Daß die Spinne ein richtiger Wetterprophet ist, weiß Jedermann. Drohet Sturm, so verfährt sie genau wie der erfahrene Seefahrer, welcher dann die Segel einreißt und dem Sturme so wenig wie möglich Leinwand darbietet. Die Spinne dagegen löst die Hauptbalken ihres Netzes auf zwei oder drei Seiten, damit es im Winde fliege und dadurch vor der gänzlichen Zerstörung bewahrt bleibe. So beugen sich die schlanken, schwachen Halme unter dem über sie hinrauschenden Winde, um sich später wieder unbeschädigt aufzurichten, während die stolze, trotzbietende Eiche entwurzelt niederschmettert. Ist das Unwetter vorüber, so hat die Spinne nichts Eiligeres zu thun, als ihren Bau wieder in Ordnung zu bringen und jede Beschädigung flink auszubessern.

Gewiß hat der Leser schon die kleine, karminrothe Spinne gesehen, welche, wie nur ein Pünktchen, auf ihren winzigen, mit bloßen Augen gar nicht erkennbaren Füßen durch die Welt pilgert. Auch sie hat der Schöpfer eben so reich ausgestattet als die handtellergroße Spinne in Surinam. Vielleicht wissen aber nicht alle unsere Leser, daß die Spinne, gleich einer Dame, ihre Toilette macht, ihre Kleidung und Wäsche, ja selbst ihre Strümpfe und Schuhe wechselt. Das thut sie, so bald ihr Kleid zu eng oder zu alt geworden ist. Ein solches Umkleiden ist für die Spinne, welche keine helfende Kammerjungfer besitzt, mit großer Anstrengung verbunden, zu welcher noch Scham und Angst sich gesellen, beobachtet sie dabei ein menschliches profanes Auge. Solche abgelegte Spinnkleider sieht man oft an Brettwänden hängen und mancher Mensch hält sie irrthümlich für vertrocknete oder gestorbene Spinnen.

Der Spinne letztes Geschäft besteht in der zärtlichen Sorge um ihre Nachkommenschaft, die sie, in Eiformen und in einen gespinnenen, warmen Beutel gehüllt, irgend einem ruhigen, gesicherten Winkel, einem Brettstücke oder einem Baumloche anvertraut. Diese Sorge ist um so rührender, als die Spinne ihre Kinder nie wieder zu Gesicht zu bekommen pflegt. Gleich wie die Memnonssäule erklang, berührte sie der Morgensterne erster Strahl: so rührt sich's auch im Spinnenbeutel, sobald die warme Frühlingssonne darauf scheint. Dann dehnen sich die erst dicht aneinander gereihten Maschen weiter und weiter aus, und in dem

luftigen  
finder u  
den and

Se  
Ea lan  
giftig o  
bissen n  
eine —



lustigen Gewebe klettern, spielen und jagen sich fröhliche Spinnenkinder umher, die nicht für die nächste Stunde, geschweige für den andern Tag sorgen und dennoch nicht verderben.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der berühmte Gelehrte Valande keinen größeren Leckerbissen kannte, als die fälschlich für giftig ausgeschrieene Spinne. Wir beneiden ihm diesen Leckerbissen nicht, und beißen lieber in den ersten besten Apfel, als in eine — Spinne.

### Das treue Roß.

Ich hab' mein Roß verloren,  
Mein apfelgraues Roß,  
Es war so treu im Leben,  
Kein treu'res kann es geben  
Im ganzen Zug und Troß.

Und als es wollte sterben,  
Da blickt' es mich noch an,  
Als sprach's mit seinen Mienen:  
Kann dir nicht weiter dienen,  
Ade, mein Reitermann!

Und als es war gestorben,  
Da grub ich's ehrlich ein,  
Wohl unter grünen Matten  
Zu eines Lindenbaumes Schatten,  
Da soll sein Denkmal sein.

Da sitzen die kleinen Vögel  
Und halten das Todtenamt;  
Ihr braucht nicht erst zu lesen,  
Wie treu mein Roß gewesen,  
Sie singen's insgesammt.

(Hoffmann v. F.)

## Feier des heiligen Ostermorgens in der griechisch-christlichen Kirche zu Moskau.

Am Ostersonntage fängt die große Glocke der Cathedral-Kirche an zu läuten. Ihre Schwingungen gleichen dem Rollen eines entfernten Donners. Augenblicks stimmen die zahllosen Glocken von ganz Moskau ein; und nun setzen sich auch unverzüglich alle Hunderttausende der Einwohner in Bewegung. Das Rasseln der Wagen erschüttert die Stadt an allen Enden. An sämtlichen Fenstern sieht man Licht; überall lodern unzählige Fackeln; der Thurm der Cathedral-Kirche ist vom Grunde bis zum Kreuze hinauf erleuchtet.

Alle Kirchen füllen sich mit Andächtigen; aber ungeheuer ist die Menge derer, welche, von allen Ständen, von allen Geschlechtern, die Cathedral-Kirche besuchen. Jeder trägt eine brennende Wachskerze in der Hand, welche nachmals vor eins der Reliquien-Behältnisse, als ein Opfer, hingestellt wird. Die Mauern, das Gefäß und alle Theile der Kirche sind mit Gemälden von Heiligen und Märtyrern behangen.

Plötzlich werden die Kirchthüren verschlossen. Der Erzbischof langt draußen an. Fahnen und Fackeln gehen vor ihm her. Eine große Schaar von Priestern, Kreuzförmige und Weihrauchfässer tragend, folgt ihm. Alle sind mit den prächtigsten, mit Gold, Silber und Edelsteinen bedeckten Gewändern bekleidet. So gehen sie, unter lautem Gesange, im feierlichen Aufzuge, dreimal um die Cathedral-Kirche. Wenn der dritte Umgang vollbracht ist, hält der Zug vor der großen, noch immer verschlossenen Hauptpforte still. Der Erzbischof verbreitet aus dem Weihrauchgefäß, welches er trägt, Wohlgerüche gegen den Eingang und über sein Gefolge hin. Plötzlich öffnet sich das Thor, und ein höchst erhabenes, jede Schilderung übertreffendes Schauspiel stellt sich den staunenden Blicken dar. Die unermessliche Menschenmenge, welche schon im Innern versammelt ist, zahllose Fackeln in den Händen tragend, bildet zwei Reihen, zwischen welchen der Erzbischof mit seinem Gefolge hindurchwandelt. In der Mitte der Kirche erblickt man einen Thron. Von der Decke der Kirche hängt ein silberner Leuchter mit 48 Armen, 2310 Pfund schwer, herab. Unter dem Thronhimmel nimmt, auf einem reichgestickten Sessel, der Erzbischof Platz. Sein glänzendes Gefolge steht um ihn her. Ein rauschender Chor, der sogleich beim Eintritt in den Tempel be-

gonnen  
Sitze a

wandelt  
auch de  
den Pr  
bei dem  
Throne  
Hand t  
die Zuf  
manche  
kräftet

D  
gestaltet  
weit ül  
fallen.  
Edelstei  
Bildniß  
ster für  
diesen

den ge  
goldene  
Alles i  
um das  
die Sal  
mals i  
Malen  
der Kir  
herum  
lichen  
Grabm  
Christen  
falls a

feierlich

gonnen hat, hört allgemach auf, wenn der Erzbischof auf seinem Sitze angelangt ist.

Nach einer Weile erhebt sich der Erzbischof wieder, durchwandelt die ganze Kirche, und spendet zuerst den Priestern, dann auch den Uebrigen Weihrauch. Darnach wird das Nämlische von den Priestern wiederholt, wobei sie, je zwei und zwei, allemal bei dem Erzbischof den Anfang machen, der, jetzt wieder auf dem Throne sitzend, sie mit einer brennenden Wachskerze, die er in der Hand trägt, begrüßt. Während dieser ganzen Handlung hören die Zuschauer nicht auf, sich zu bekreuzen und zu verbeugen, und manche so eifrig, daß sie zuletzt von der Anstrengung ganz entkräftet scheinen.

Der Anblick der Priesterschaft ist höchst ergreifend: wohlgestaltete, kräftige Männer, denen die langen, schwarzen Haare weit über die Schultern und über die köstlichen Gewänder herabfallen. Der Erzbischof und die Bischöfe tragen hohe Mützen, mit Edelsteinen und mancherlei, gleichfalls mit Juwelen eingefassten Bildnissen von Heiligen reich verziert. Die Gewänder der Priester sind von buntem Atlas, prachtvoll gestickt, und auch auf diesen sind viele in kostbare Steine gefasste Bilder.

Nachdem die jetzt geschilderten Feierlichkeiten etwa zwei Stunden gedauert haben mögen, tritt der Erzbischof mit einem großen, goldenen Kreuze in der Hand hervor, und sogleich drängt sich Alles in solchem Ungeßüm, daß Mancher ersticken könnte, hinzu, um das Kreuz zu küssen. Darnach begibt sich der Erzbischof in die Sakristei, legt dort ein purpurfarbenes Gewand an, erscheint abermals in der Kirche, und ruft mit sehr lauter Stimme zu dreien Malen: „Christ ist erstanden!“ Und nun steigt er in das Schiff der Kirche hinab, und hebt an, auf Händen und Knieen rings herum über das Pflaster hinweg zu rutschen, und die sämtlichen geweihten Gemälde an den Säulen, Mauern, Altären und Grabmälern zu küssen. Die ganze Priesterschaft und die gesammte Christenheit rutschen hinter dem Erzbischof her, und küssen gleichfalls alle Heiligthümer.

Dieses ist die Art, wie zu Moskau das heilige Osterfest feierlich angekündigt wird.

## Auf dem Kirchhofs.

Beim Todtengräber pocht es an:

„Mach' auf! mach' auf, du greiser Mann!

Thu' auf die Thür' und nimm den Stab,  
Mußt zeigen mir ein theures Grab.“

Ein Fremder spricht's, mit strupp'gem Bart,  
Verbraunt und rauh, nach Kriegerart.

„„Wie heißt der Theure, der euch starb  
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?““

„Die Mutter ist es, kennt ihr nicht  
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?“

„„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt!  
Hätt' nun und nimmer euch erkannt;

Doch kommt und seht, hier ist der Ort,  
Nach dem gefragt mich euer Wort.

Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,  
Nun euer todt's Mütterlein.““

Da steht der Krieger lang' und schweigt,  
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht und starrt zum theuren Grab  
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:  
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.

Wie schloß' ein Raum, so eng' und klein,  
Die Liebe einer Mutter ein!?

(3. N. Vogl.)

## Mittel, alt zu werden.

(Ein Schwank.)

Meseritz, eine Stadt im Regierungsbezirk Posen, war einst der Sitz armer Judenfamilien. Einer dieser Betteljuden

wandert  
Welt —  
um ein  
unzählig  
der Jud  
stück.  
„Sagt  
den, w  
recht alt  
und der  
sich kom  
Dein W  
Sie na  
— „B  
den wer  
„Nun,

St  
löhner  
gangen  
sicher,  
keine e  
er ihne  
er bezal  
muß di  
„denn  
D  
gnügt f  
erfahre  
Ei  
Mittag  
grünen  
das gri  
schmede  
sagte d  
sagte d

wanderte und kam auch nach Frankfurt, suchte den Reichsten der Welt — seinen Glaubensgenossen Rothschild — auf und bat um ein Almosen. Da, wie sich leicht denken läßt, bei Rothschild unzählige Bettler, Kollectanten u. s. w. vorsprechen, so erhielt der Jude aus Meferitz die gewöhnliche Gabe, ein Zehn-Kreuzerstück. Der Jude befah die geringe Gabe und sagte zum Diener: „Sagt dem Herrn v. Rothschild, wenn er mir gäb' einen Gulden, wollt' ich ihm sagen ein Mittel, wie man kann werden recht alt.“ — Herr v. Rothschild hört die Nachricht lachend an, und der Seltenheit wegen läßt er seinen Glaubensgenossen vor sich kommen. „Hier hast Du einen Gulden; nun sage aber schnell Dein Mittel!“ — „Herr Baron,“ sagte der arme Jude, „ziehen Sie nach Meferitz, denn da ist noch kein reicher Jud' gestorben.“ — „Bravo!“ rief Herr v. Rothschild, „dieser Einfall ist 10 Gulden werth!“ — „Wer gibt sie mir aber?“ fragte der Jude. — „Nun, ich! hier sind sie, aber nun kannst Du Dich empfehlen!“

### Die neue Eva.

Tadeln ist leichter, als Bessermachen.

In der Nähe eines Edelhofes wohnte ein alter armer Tagelöhner mit seinem Weibe. Es würde ihnen recht kümmerlich gegangen sein, wenn der Edelmann nicht ein so menschenfreundlicher, milder Herr gewesen wäre. Er gab diesen Leuten zwar keine eigentliche Unterstützung oder Almosen; — wohl aber gab er ihnen Gelegenheit, nach ihren Kräften etwas zu verdienen, und er bezahlte ihnen die Arbeiten, die sie verrichteten, reichlich. „Man muß die Leute nicht an's Betteln gewöhnen,“ pflegte er zu sagen, „denn verdientes Brod schmeckt immer besser.“

Der alte Hannes und seine Katharine hätten nun recht vergnügt sein können; sie waren's aber nicht, wie der Leser sogleich erfahren soll.

Eines Tages hatte der Hannes Holz gehackt, und als der Mittag herankam, brachte ihm seine Frau das Essen in den grünen Wald hinaus. Die beiden setzten sich nun zusammen in das grüne Waldmoos und ließen sich Kartoffeln und Milch wohl-schmecken. „Auf dem Schlosse soll's heute wohl hoch hergehen,“ sagte die Frau, „denn es ist Besuch angekommen.“ — „So?“ sagte der alte Hannes; „na, da werden sie etwas Anderes essen,

als Kartoffeln und Ziegenmilch.“ — „Das werden sie wohl,“ sagte Katharine, „obgleich sie sich nicht müde zu arbeiten brauchen.“

— „Ja, Arbeit und Noth, das ist das Erbtheil des Armen, und auf ihm scheint der Fluch der Sünde allein zu lasten,“ sagte Hannes.

— „Wer ist daran schuld?“

— „Wer anders, als das erste Weib, die Eva. Aber so sind alle Weiber.“

— „Hannes, mache mich nicht ärgerlich! Ich bin nicht so; wenn ich im Paradiese gewesen wäre, ich würde mich nicht haben verführen lassen.“

— „Na, wer weiß!“

— „Was?“ fuhr die Frau zornig auf — aber erschrocken wandte sie sich um, denn sie glaubte eine lachende Stimme gehört zu haben. Die Unterhaltung hörte auf; Katharine packte ihre Näpfe zusammen, ging nach Hause, und Hannes gab sich wieder an die Arbeit.

Der Edelmann war aber unbemerkt Zeuge dieses Auftritts gewesen, und beschloß nun bei sich, die Leutchen durch ein schlappendes Exempel zu belehren, daß Tadeln leichter sei, als Bessermachen. Am nächsten Tage schon ließ er den Tagelöhner nebst seiner Frau zu sich kommen. „Hört, lieben Leutchen,“ redete er sie freundlich an, „Ihr sollt fortan hier im Schlosse wohnen. Arbeiten braucht Ihr nicht, Ihr könnt nach Belieben im Schloßgarten spazieren gehen. Der Tisch wird für Euch stets reichlich gedeckt sein und Ihr habt für nichts zu sorgen. Aber eine Bedingung ist dabei. Mittags und Abends wird eine verdeckte Schüssel aufgetragen, die dürft Ihr nicht abdecken, ja, Ihr dürft sie sogar nicht berühren. Werdet Ihr diesem Befehle folgen, so wird es Euch an nichts fehlen. Sobald Ihr aber mein Gebot übertretet, müßt Ihr von Stund' an das Schloß verlassen.“

Der alte Hannes und seine Katharine wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie versprachen beide, den Befehl des Herrn zu befolgen. Nun ging für sie ein herrliches Leben an; alle Tage Fleisch und Fisch und Wein in Ueberfluß. Auch die verdeckte Schüssel wurde auf- und abgetragen. Neugierig blickte Katharine stets auf die geheimnißvolle Schüssel. Schon am zweiten Tage klagte Hannes, daß er nicht mehr so gut schlafe, als früher, wenn er müde von der Arbeit heimgekehrt sei. „Ich kann auch nicht schlafen,“ sagte die Frau, „denn ich muß immer an die verdeckte Schüssel denken.“

rief Har  
wäre, n

wenn ich  
Speise i

angesehe  
Se

schen; K  
Schüssel

Hannes  
fangen,

mann,  
tharine!

Alles g  
weniger

nun wie  
wieder!

In  
ist, gib  
lob! ni  
Geschid  
bei eine  
kaufen.  
Goldsch  
Frances  
beauftr  
Schmu  
auf Ga  
Dame  
Hause  
kostbar  
blicke  
und er  
die Su

sie wohl,  
brauchen.“  
des Armen,  
zu lasten,“

Aber so  
nicht so;  
nicht haben

erschrocken  
Stimme ge-  
harine packte  
es gab sich

Auftrittes  
ch ein schla-  
als Besser-  
öhner nebst  
redete er  
sse wohnen.

im Schloß-  
tets reichlich  
er eine Be-  
ne verdeckte  
, Ihr dürft  
e folgen, so  
mein Gebot  
erlassen.“

nicht, wie  
des Herrn  
r; alle Tage  
die verdeckte  
te Katharine  
weiten Tage  
rüher, wenn  
a auch nicht  
die verdeckte

— „Weib, schlag' Dir die verdeckte Schüssel aus dem Kopf,“ rief Hannes zornig, „weißt Du nicht, daß unser Glück verschert wäre, wenn wir die Schüssel öffneten?“

— „Aber, liebes Männchen, was kann es denn schaden, wenn ich nur einmal hinein sehe? Ich will ja von der verbotenen Speise nicht essen.“

— „Denke an die Eva! Sie hat auch so lange den Baum angesehen, bis — nun Du kennst ja die Geschichte auswendig.“

Schon am dritten Tage konnte die Frau sich nicht beherrschen; kaum war der Diener hinaus, als sie den Deckel von der Schüssel abnahm und — heraussprang ein stinkes Mäuschen. Hannes lief wie toll hinter derselben her, um sie wieder einzufangen, allein vergebens. Ueber diesem Lärm erschien der Edelmann, hob drohend den Finger auf und sagte: „Katharine! Was hast Du neulich im Walde gesagt? Ich habe Alles gehört und wollte mit Dir die Probe machen, ob Du weniger neugierig wärest, als Mutter Eva es gewesen ist. Geht nun wieder an Eure Arbeit, dann wird auch der gesunde Schlaf wieder bei Euch sich einstellen.“

### Traue, schaue, Wem?

In Paris, der Weltstadt, — wo viel Reichthum und Glanz ist, gibt's auch viel Elend und große Laster, die man bei uns gottlob! nicht kennt, — in Paris also hat sich folgende beklagenswerthe Geschichte zugetragen. Eine Dame fährt in einem eleganten Wagen bei einem Goldschmied vor, um sich einen kostbaren Halschmuck zu kaufen. Der theuerste ist ihr gut genug, und sie ersucht jetzt den Goldschmied, mit ihr zu fahren, damit sie ihm die Summe von 2300 Francs auszahlen könne. Der Goldschmied hat eben nicht Zeit, beauftragt deshalb seinen Sohn, mitzufahren, packt ihm den Schmuck ein und empfiehlt ihm — Vorsicht. In Paris ist man auf Gaunerstreiche gefaßt; diesmal war's aber fein angelegt. Die Dame fuhr mit ihrem jugendlichen Begleiter vor einem prächtigen Hause vor, Bedienten empfingen sie, und man führte sie in ein kostbar möblirtes Zimmer. Die Dame verläßt auf einige Augenblicke den jungen Goldschmied, tritt dann wieder zu ihm ein und ersucht ihn, mit ihr zu ihrem Gemahl zu gehen, wo er die Summe von 2300 Francs erhalten würde. Man steigt eine

Treppe hinan, tritt in ein Zimmer, wo ein Herr verweilt. Die Dame gibt bedeutungsvolle Blicke und der junge Goldschmied liefert jetzt das Kästchen ab an die Dame, die sich wieder entfernt. Der Herr unterhält sich freundlich mit ihm, aber von alltäglichen Dingen, ohne des Halschmuckes zu gedenken. Endlich sagt der junge Mann: „Mein Herr, ich bitte um die 2300 Francs für den Halschmuck, ich muß nach Hause!“

— „Schon gut,“ sagte der Herr, „beruhigen Sie sich, und schlagen Sie sich den Halschmuck aus dem Sinn.“

— „Mein Herr! ich muß nach Hause. Halten Sie mich nicht auf; zahlen Sie mir gefälligst die 2300 Francs.“

— „Junger Mann, wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, werde ich Sie vorläufig einsperren lassen!“

Ueber diese Erklärung verlor der junge Goldschmied alle Geduld, wurde eifrig, drohte mit der Polizei und — der Herr rief seine Diener herbei, um den jungen Mann zu binden.

Erst am dritten Tage löste sich die schändliche Täuschung auf, indem der Goldschmied durch eine Zeitungs-Annonce seinen Sohn suchte. Die Dame war eine Gaunerin, die den jungen Mann zu einem Arzt geführt, der sich damit beschäftigte, Irre zu heilen. Sie hatte vorgegeben, der junge Mann sei ihr Sohn, und er sei von der fixen Idee befallen, er müsse für einen Halschmuck 2300 Francs nach Hause bringen. Sie bat den Arzt um Hilfe, zahlte auf acht Tage das Kostgeld und entfernte sich dann, um den Raub in Jubel zu verprassen. An dieser traurigen Geschichte lernt man so recht die Wahrheit des Sprüchwortes erkennen: Traue, schaue, Wem?

### Der Säemann.

Auf einem Feld, das an die Seine stieß,  
Unweit der Königsstadt Paris,  
Sah man den frohen Landmann geh'n  
Und Erbsen in die Furchen sä'n.

Als  
Rhein gi  
in die N  
schon seh  
Preußen;  
zumal wi  
was ist d  
sich, um  
kam man  
zu senden  
schon heil

In  
und ein  
Herr Ref  
die Rath  
dahin, z  
vorzubrin  
und da d  
sei, so ve

Ein  
gesandt,  
Wexger f  
Herr Fel  
sonst, ber  
Schneider  
jetzt!“ un  
wie ein 9



weilt. Die  
Holdschmied  
wieder ent-  
aber von  
en. End-  
e um die  
se!“  
e sich, und

Nicht lange währ't's, da kommt er her,  
Des Fleißes Früchte anzuschauen,  
Und sieht von ferne schon, o Grauen!  
Ein Schweizer-Bataillon mit blitzendem Gewehr —  
Rechts, links und gradaus manövriren,  
Und stampfend über's Feld marschiren.  
„Ach!“ klagt' der Mann, ich sä'te Erbsen drauf,  
Und, wunderbar! es gingen Schweizer auf!

Sie mich  
verhalten,

### Die Deputation.

hmied alle  
der Herr  
iden.

Täuschung  
nce seinen  
en jungen  
te, Irre  
ihr Sohn,  
inen Hals-  
i Arzt um  
sich dann,  
rigen Ge-  
orts erken-

Als der alte Blücher in der Neujahrsnacht 1814 über den Rhein ging, um den fliehenden Napoleon zu verfolgen, kam er in die Nähe eines rheinischen Städtchens, das von den Franzosen schon sehr arg mitgenommen worden war. Nun kamen die Preußen; die würden auch nichts bringen, dachten die Bewohner, zumal wir in dem Kufe stehen, ziemlich französisch zu sein; — was ist deshalb zu thun? Der hochweise Stadtrath versammelte sich, um über diese wichtige Angelegenheit zu berathen. Endlich kam man überein, eine Deputation an den Feldmarschall Blücher zu senden, und ihn zu bitten, des Städtleins zu schonen; da es schon heillos mitgenommen sei.

In dem Städtlein war aber auch eine Art Rektoratschule, und ein ehemaliger Kandidat versah die Stelle eines Rektors. Der Herr Rektor war ein gelehrter Mann und wurde deshalb mit in die Rathsverammlung gezogen. Dieser gab nun seinen Rath dahin, zwei Bürger zu deputiren, die eine wohlgefegte Rede vorzubringen hätten, — er wolle die Rede schon anfertigen — und da der Feldmarschall zu kleinen Späßen nicht übel aufgelegt sei, so versprache er sich davon den schönsten Erfolg.

Ein fetter Metzger und ein magerer Schneider wurden abgesandt, um die Wünsche des Städtleins vorzubringen. Der Metzger führte das Wort und sprach zum Schluß: „Gnädigster Herr Feldmarschall, schauen Sie mich an, so waren die Zeiten sonst, bevor die Franzosen uns heimsuchten.“ Schnell sprang der Schneider vor und sagte: „Feldmarschall, so sind die Zeiten jetzt!“ und dabei machte er einen Diener, daß er zusammenbrach, wie ein Nußknacker.

Blücher lachte, entließ die Gesandtschaft mit der freundlichen Weisung, daß dem Städtlein kein Leid geschehen solle; auch von demselben keine zu große Contribution verlangt werden würde.

Merke: Ein gelehrter Rektor hat doch bisweilen auch einen guten Einfall.

### Räthsel.

Wir kennen 32 Brüder,  
Die wohnen all' in einem Haus,  
Sie streiten ewig hin und wieder,  
Und keiner will zum Hauf' hinaus.  
Bis endlich doch der Wirth des Hauses,  
— Der diese Händeleien liebt —  
Zwar ungern, einem nach dem andern,  
Gar schmerzlich oft den Laufpaß gibt.

Bei manchem Wirthe dieser Brüder  
Bezogen 30 bloß sein Haus,  
Dann bleiben stets die beiden Glieder  
Zu seinem eignen Schaden aus.  
Und sind sie früher ausgezogen,  
Als es gewöhnlich sagt die Zeit;  
Dann sind oft and're eingezogen,  
Die setzen fort den alten Streit.

(Uebersetzung des Räthsel's)

der freund-  
sehen solle;  
erlangt wer-  
n auch einen

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF





Die Wiedereroberung einer Fahne in der Schlacht von Magenta.

Was from  
Die Sonn  
1. Der  
2. Der  
3. Der  
Sonntag  
Die Woch  
Der Står  
Der Stor  
Der Står  
Marimilia  
Vaterland  
Der Hau  
Jåhrliche  
heiligen  
Wie es die  
Windfried

Deutscher  
Jugend-Almanach.

Ein  
Geschenk für fleißige Kinder  
von  
Ph. Jac. Beumer.

Neue Folge.

V. Jahrgang.

Zweite Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

|   | Seite    |  | Seite |
|---|----------|--|-------|
| Was fromme Kinder sollen . . . . .                                      | 63       | Der kranke Kaiser . . . . .  | 94    |
| Die Sonntagsfeier . . . . .   | 64       | Der kleine Taugniichts — und große<br>Hölewiicht . . . . .                       | 96    |
| 1. Der rechtmäßige Erbe . . . . .                                       | 64       | Die Lerche des Auswanderers . . . . .  | 98    |
| 2. Der Mann aus der alten Welt . . . . .                                | 65       | Der Grafenraub in Sondershausen . . . . .  | 103   |
| 3. Der junge Kaufmann . . . . .   | 67       | Von einem braven Studenten und seinen<br>Reliquien . . . . .                     | 105   |
| Sonntagsmorgenlied im Frühlinge . . . . .                               | 69       | Von ungeheuer langen Würsten . . . . .   | 107   |
| Die Macht des bösen Gewissens . . . . .                                 | 70       | Das Heidenthum der Gegenwart . . . . .   | 109   |
| Der Stärkere über den Starken . . . . .                                 | 73       | Der Kodenstein . . . . .   | 112   |
| Der Storch . . . . .  | 74       | Kriegsbutler aus Italien . . . . .   | 117   |
| Der Störche Ankunft . . . . .   | 76       | Die Wiedereroberung einer Fahne in<br>der Schlacht von Magenta . . . . .         | 118   |
| Marimilian von Schenkendorf . . . . .                                   | 77       | Eine schöne Kriegslist . . . . .   | 119   |
| Rateland . . . . .  | 77       | Leichtergängniß des Maulwurfs . . . . .  | 119   |
| Der Bauernstand . . . . .   | 79       | Ein Abenteuer des Oberst Boon in den<br>Waldungen des Kentucky-Staates . . . . . | 122   |
| Jährliche Marktfeste an den Ufern der<br>heiligen Ströme . . . . .      | 81       |  |       |
| Wie es die Franzosen am Rhein getrieben<br>Windstieb Bomsajus . . . . . | 84<br>92 |  |       |

Mit Steinzeichnungen.

Wesel, 1861.

Druck und Verlag von A. Vogel.

agenta.

D. Lit. 1731.

2  
5



10. 1528.

Aug



Was fromme Kinder sollen.

(Ein Gedicht vom alten Vater Arndt.)

31. Was sollen fromme Kinder träumen?  
Von Spielen mit freundlichen Engeln,  
Von Rosen und Lilienstengeln  
Und Kränzen auf himmlischen Bäumen.

Was sollen fromme Kinder wä h n e n ?  
Was ewig erfreut überschwänglich;  
Was irdisch erblüht, ist vergänglich  
Und keimet in Sorgen und Thränen.

Was sollen fromme Kinder dichten?  
Nicht irdisch das Erdengewimmel,  
Ihr Leben will ewig zum Himmel  
Mit Ernst und mit Sinn und Gesichten.

Was sollen fromme Kinder lieben?  
Die Unschuld, die Tugend, die Freude,  
Die Demuth im schneeweißen Kleide,  
Den schönsten von himmlischen Trieben.

Wo sollen fromme Kinder wohnen?  
Hoch oben auf leuchtenden Sternen,  
Hoch oben in seligen Fernen  
Sie wandeln mit blühenden Kronen.

Drum frisch! getrost, liebe Kleinen!  
Laßt springen die Herzen und klingen!  
Empor denn von irdischen Dingen,  
Wo ewige Sonnen euch scheinen.

Drum frisch! getrost, liebe Kleinen!  
Dort stehen die Guten und Frommen  
Und rufen ein frohes Willkommen  
Den Kindlein Gottes, den reinen.

## Die Sonntagsfeier.

„Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest!“ also lautet das Gebot des Herrn, daß seit Tausenden von Jahren verkündigt wird, und dennoch wird dieses Gebot so häufig übertreten. Handwerker und Kaufleute, Herren und Diener, Jung und Alt scheuen und schämen sich nicht, dieses Gebot zu verachten und den Sonntag durch Arbeit oder durch Lustbarkeiten zu entheiligen. Also soll's nicht sein. Ich will dem kleinen Leser einige Geschichten erzählen, die sich auf die Sonntagsfeier beziehen, und hoffe, daß er daraus etwas lernen wird.

Was denn? Frage Dich, wie Du den Sonntag verbringst; dann wirst Du die Antwort finden.

### 1. Der rechtmäßige Erbe.

Als W. Kind, der in der englischen Stadt Bath lebte, und seine zahlreichen Kunden auch am Tage des Herrn zu rasiren pflegte, eben darum aber aller Gelegenheit, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, entbehren mußte, einst seiner gewöhnlichen Sonntagsarbeit nachging, blickte er wie von ungefähr in eine offene Kirche und hörte so eben den Prediger den Text vorlesen: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest!“ Er hörte eine Weile der Predigt zu und überzeugte sich, daß Gott unmöglich auf seine Sonntagsarbeit den Segen dieses Tages legen könne. Er ging unruhig hinweg und setzte mit schwerem Herzen seine Arbeit fort. Seine Unruhe nahm aber je mehr und mehr zu; denn die Pflicht, den Tag des Herrn zu heiligen, an demselben dem Herrn und nicht Menschen zu dienen, leuchtete ihm bald völlig ein. Nach vielen in Gebet und Thränen verlebten, schlaflosen Nächten entschloß er sich, alle seine Sorgen auf den Herrn zu werfen, Sonntags nicht mehr seine Kunden zu bedienen, sondern das Heil seiner Seele zu suchen. Bald genoß er nun jenes innere Glück, welches jede Pflichttreue begleitet, und jenen Gottesfrieden, den die Welt weder geben noch nehmen kann. Zugleich traten aber auch die Folgen ein, die er von seinem Schritte erwartet hatte. Seine vornehmen Kunden dankten ihn ab, und er kam so zurück, daß er bald seinen ansehnlichen Laden schließen, zuletzt einen Keller unter einem alten Markthause miethen, und Männer aus der untersten Volksklasse barbieren mußte. Eines Sonnabends in der Abenddämmerung fragte ein Fremder, der mit der Post ankam, nach einem Barbier,

und der  
liegende  
schnell  
Dies e  
Thräne  
zuschieß  
hell ge  
that de  
Mann  
rasirt  
sondere  
ist aber  
um Ein  
W. Ki  
Englan  
Thoma  
Indien  
folgt n  
zu eine  
hauptet  
weisen,  
ich sel  
und he  
den re  
Postku  
ein Ve  
haften  
werden  
des Ru  
daß ik

Es  
war a  
vor d  
werden  
wohnte  
die Ar  
Dheim  
erwied



ihn hei-  
tes Gebot so  
und Diener,  
Gebot zu ver-  
stärken zu  
kleinen Leser  
feier beziehen,  
g verbringst;

Bath lebte,  
rn zu rasiren  
t öffentlichen  
iner gewöhn-  
ungefähr in  
en Text vor-  
eiligst!“ Er  
h, daß Gott  
s Tages legen  
schwerem Her-  
je mehr und  
heiligen, an  
ien, leuchtete  
Thränen ver-  
seine Kunden  
uchen. Bald  
slichttreue be-  
er geben noch  
n ein, die er  
hmen Kunden  
uld seinen an-  
r einem alten  
en Volksklasse  
endämmerung  
einem Barbier,

und der Schirmmeister weist ihn in der Eile nach dem gegenüber-  
liegenden Keller. Der Fremde tritt hinein und verlangt, recht  
schnell, während des Wechsels der Pferde, barbiert zu werden,  
weil er es nicht liebe, dergleichen am Sonntag vorzunehmen.  
Dies bewegte das Herz des schwergeprüften Kind. Er brach in  
Thränen aus und bat den Fremden, ihm einen Groschen vor-  
zuschließen, damit er ein Licht kaufen könne, da es nicht mehr  
hell genug war, ihm den Bart ohne Licht abzunehmen. Dies  
that der Fremde, über die Ursache nachdenkend, welche den armen  
Mann wohl in solche Dürftigkeit gebracht haben könnte? Als er  
rasirt war, sagte er: Die Geschichte Eures Lebens muß von be-  
sonderer Art sein. Ich habe jetzt nicht Zeit, sie zu hören, hier  
ist aber ein Thaler, komme ich zurück, so spreche ich wieder ein,  
um Eure Umstände zu hören. Wie heißt ihr: Wilhelm Kind! —  
W. Kind! Nach Eurer Aussprache seid Ihr aus dem Westen von  
England. — Ja, aus Kingston. Wie hieß Euer Vater? —  
Thomas. Hatte er noch einen Bruder? Ja, der aber ging nach  
Indien, und wir wissen nichts mehr von ihm. — Kommt und  
folgt mir! entgegnete der höchst erstaunte Freund, ich gehe eben  
zu einem Manne, der Wilhelm Kind aus Kingston zu sein be-  
hauptet, kommt, stellt Euch ihm gegenüber, und könnt Ihr be-  
weisen, daß Ihr der seid, für den Ihr Euch ausgeben, so habe  
ich sehr glückliche Nachrichten für Euch. Euer Oheim ist todt  
und hat ein großes Vermögen hinterlassen, in dessen Besitz ich  
den rechten Sohn seines Bruders setzen werde. Sie nahen der  
Postkutsche, fanden den vorgeblichen W. Kind, der nun leicht als  
ein Betrüger erkannt war, und der Noth unseres armen gewissen-  
haften Barbiers war abgeholfen, eben da sie am allergrößten zu  
werden begonnen hatte. Gerade die durch die strenge Beobachtung  
des Ruhetages herbeigeführte Armuth hatte dazu beitragen müssen,  
daß ihm sein rechtmäßiges Erbe nicht entzogen ward.

## 2. Der Mann aus der alten Welt.

Ein junger Rheinschiffer hatte sein Schiff befrachtet, und  
war am Sonnabend fertig geworden mit allen Geschäften, die  
vor der Abfahrt versehen werden mußten. — „Besser, wann  
werden Sie fahren?“ fragte ihn ein Oheim, der in der Stadt  
wohnte, vor welcher er geladen hatte. „Morgen früh lichte ich  
die Anker,“ sagte der Schiffer. — „Morgen früh?!“ fragte der  
Oheim erstaunt. „Morgen ist's ja Sonntag.“ — „Ja wohl,“  
erwiderte der Schiffer, „aber darnach können wir uns nicht rich-

ten; wir haben mehr auf den Wind als auf den Sonntag zu sehen. Der Wind ist uns günstig, wir können morgen schon eine weite Strecke zurücklegen, die wir übermorgen nicht mehr zu machen nöthig haben.“ — „Lieber Better,“ sprach der Dheim, „das höre ich ungerne von Euch. So hätte Euer Großvater nicht gesprochen. Der legte Sonntags an, wenn er in der Fahrt war, und lag er irgendwo vor Anker, so machte er Sonntags kein Tau los.“ Der Schiffer: „Ach, das war noch ein Mann aus der alten Welt, lieber Dheim, und da ging Alles ganz anders. Heut zu Tage muß man machen, daß man was mit bekommt. Jeder eilt, vor dem Andern zu kommen.“ Der Dheim: „Und doch hilft zum Laufen nicht schnell sein, und am Ende ist an Gottes Segen doch Alles gelegen. Bleibt liegen, lieber Better, und feiert, hört Gottes Wort, und fahrt übermorgen in Gottes Namen.“ — Der Schiffer: „Nein, das geht nicht. Fahren will und muß ich morgen. Gottes Wort kann ich zu einer andern Zeit hören, wenn ich liegen bleiben muß.“ — Der Dheim: „Better, ich liebe Euch, darum nehmt mir's nicht übel, wenn ich Euch noch Eines sage. Ich fuhr wohl manchmal mit dem seligen Großvater den Rhein hinunter in's Holländische. Sobald die Anker gelichtet waren, rief der Großvater vom Steueruder: Alles stille! — Und nun entblöste die Schiffsmannschaft das Haupt, faltete die Hände, und in dem Wohnzimmer lag das Gebetbuch aufgeschlagen, davor saß die Großmutter, und die Kinder standen um sie her, und es wurde gebetet. — Man hörte nur das Sausen des Windes in den Segeln, und das Plätschern des Wassers vor dem Bug, wie Stimmen Gottes, des Herrn der Elemente, als Antwort: Ja! und Amen! — War das Gebet gehalten, dann hieß es: In Gottes, des Herrn Namen! — Man war froh und vergnügt, und der Großvater hat mir oft versichert, er hätte wohl manchmal einen Unfall auf seinen Reisen gehabt, aber noch nie ein Unglück, und der Mann war doch 92 Jahre alt, und hatte lange genug gelebt, um Erfahrungen zu machen, wie es am Besten gehe. — Ich bin einmal mit Euch gefahren, da habe ich den ehrwürdigen Gebrauch vermißt. Das hat mir schon gleich nicht gefallen, und ich muß es Euch aufrichtig gestehen. — Euer Großvater stand im Geiste mit einer wehmüthig ernstern Miene vor mir.“

„Ach, lieber Dheim, Ihr meint das doch so arg nicht?“ sprach der junge Schiffer. „Ich sage Euch von Herzen Lebewohl, und fahre morgen.“ Hiermit reichte er dem Dheim lächelnd die

Hand,  
ihm n  
Dheim  
nicht  
die G  
anzufi  
Gedar  
dachte  
Glocke  
bei G  
als e  
„Wae  
nicht  
den v  
Lesen  
Der  
geraft  
Schif  
suchte  
traf  
Man  
vier  
Neue  
Vorn  
die J  
Ordn  
den G  
Dhei  
Zhr  
du il  
geleit  
wie  
reiser  
er da  
fer e  
Schl

Hand, und ging. Der Dheim schüttelte den Kopf, und blickte ihm mit Bedauern nach. — Des andern Morgens früh sah der Dheim nach dem Rheine, aber das Schiff seines Vettiers war nicht mehr zu sehen. Vom jenseitigen Ufer tönte die Glocke, und die Glocke seines Ortes stimmte mit hellen Tönen ein, die Feier anzukündigen. Es war hierbei dem braven Manne wohl, in den Gedanken an seinen Vetter aber unwohl zu Muth. Du wirst, dachte er, heute an mancher Kirche vorüberschiffen; o, riesen die Glockentöne doch eine stille Feier in Dein und der Deinigen Herz, bei Eurer Sorge für die Dinge dieser Welt!

Nach beendigtem Gottesdienste staunte der Dheim nicht wenig, als er einen Knecht vom Schiffe seines Vettiers zu Hause fand. „Was gibt's denn?“ fragte er ungeduldig neugierig. „Steht's nicht wohl?“ „Ach!“ — sagte der Knecht — „wir sind vier Stunden von hier aufgefahren und sitzen sehr schlimm auf dem Sande. Lesen Sie den Brief nur einmal!“ Er überreichte einen Brief. — Der Dheim las: „Wir sind, ohne zu wissen wie, auf den Sand gerathen,“ und der Vetter bat den Dheim dringend, doch andere Schiffer zu vermögen, daß sie kämen, ihm zu helfen, und ersuchte ihn noch dringender, doch selbst mitzukommen. Der Dheim traf Anstalt, den folgenden Morgen seinem Vetter zu helfen. Man fuhr mit Frachtschiffen hin, lud die Güter um, und nach vier Tagen erst war das Schiff wieder flott, und konnte auf's Neue beladen weiter schiffen. Der Dheim hatte dem Vetter keinen Vorwurf gemacht, denn er las beim ersten Tritt auf sein Schiff die Reue und Scham in seinen Augen. Als sich aber Alles in Ordnung befand, und der Vetter eine nicht unbedeutende Summe den Schiffern, die ihm geholfen, bezahlt hatte, und nun der Dheim von ihm Abschied nahm, sprach er: „Lieber Vetter! Habt Ihr nun Gottes Wort gehört: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest!“

„Danke, danke!“ sprach der Vetter in tiefem Ernst, und geleitete den Dheim händedrückend bis an's Ufer.

### 3. Der junge Kaufmann.

Ein junger Kaufmann in Nordamerika, entschloß sich, um, wie man sagt, „sein Glück zu machen,“ nach Neu-Orleans zu reisen, und verwandelte sein kleines Vermögen in Waaren, welche er dort mit Vortheil zu verkaufen hoffte. Diese gingen zu Wasser ab, während er zu Land über Philadelphia reiste. Mit dem Schiffsherrn war er dahin übereingekommen, daß er seine Waaren

Sonntag zu  
morgen schon  
n nicht mehr  
h der Dheim,  
er Großvater  
in der Fahrt  
er Sonntags  
h ein Mann  
h Alles ganz  
an was mit  
men.“ Der  
ein, und am  
bleibt liegen,  
t übermorgen  
s geht nicht.  
t kann ich zu  
t muß.“ —  
t mir's nicht  
ohl manchmal  
Holländische.  
vom Steuer=  
ffsmannschaft  
nzimmer lag  
tter, und die  
— Man hörte  
as Plätschern  
, des Herrn  
Bar das Ge=  
Namen! —  
: hat mir oft  
f seinen Rei=  
ann war doch  
Erfahrungen  
nal mit Euch  
ermißt. Das  
es Euch auf=  
ite mit einer  
  
arg nicht?“  
zen Lebwohl,  
n lächelnd die

nach der Ankunft eine gewisse Zeit lang an Bord behalten müsse. Wenn er selbst nach Verfluß dieser Frist nicht in Neu-Orleans eintreffe, so solle es ihm gestattet sein, sie in das Waarenlager schaffen zu lassen. Der Kaufmann fuhr auf dem Postwagen in angenehmer Gesellschaft durch Pennsylvanien, als die Woche sich dem Ende näherte. Er brachte die Frage zur Sprache, ob es recht sei, am Sonntag zu reisen, und war entschlossen, es nicht zu thun. Man sprach viel darüber hin und her, und nur Einer von der Reisegesellschaft war auf seiner Seite. Man setzte ihm sehr hart zu, und stellte ihm vor, welchen Unannehmlichkeiten und möglichen Verlusten er sich damit aussetze. Die nächsten Postwagen könnten vielleicht mehrere Tage nach einander voll sein. Wenn er aber auch endlich die Stadt Pittsburg mit einem späteren Wagen erreiche, so könnte er doch das Dampfboot indessen versäumt haben, und wenn er nach Cincinnati kommt, so könne dort derselbe Fall abermals eintreten. Hätte er aber auch Neu-Orleans erreicht, so könne er dort finden, daß seine Waaren wegen seines längern Ausbleibens indessen in's Waarenhaus gebracht worden wären. Er könne also noch überdies Fuhrlohn und Lagergeld zahlen müssen. Und zu Allem dem wäre vielleicht inzwischen der Preis seiner Waare gesunken. Der junge Mann ließ sich jedoch durch alle diese Vorstellungen nicht irre machen. Die Verheißungen Gottes standen ihm vor Augen, und er wollte sein Gewissen nicht verletzen. Er blieb daher am Sonntag Morgen in einem kleinen Wirthshause am Wege in's Innere von Pennsylvanien mit einem einzigen Reisegefährten zurück, während der Wagen mit den Uebrigen weiter fuhr. Sie hofften, der Wagen, der auf den Abend kommen sollte, werde Platz für sie haben; aber er war besetzt. So war es auch in den nächsten Tagen. Endlich mußten sie sich entschließen, für 25 Thaler einen eigenen Wagen zu miethen, der sie nach Pittsburg brachte, während sie im ordinären Wagen um 6 Thaler hingekommen wären. In Pittsburg trafen sie ihre Reisegefährten nicht mehr; sie waren längst mit dem einzigen Boot nach Cincinnati gefahren. Die Freunde mußten also ein eigenes Boot miethen, und fanden leider bei ihrer Ankunft in Cincinnati, daß die Sonntagsreisenden abermals längst mit dem Dampfboot weggereist waren, und daß bei dem niederen Wasserstand nicht so bald wieder ein Dampfboot abfahre. Endlich erhielten sie ein Boot, und kamen nun ohne weitere Unterbrechung nach Neu-Orleans. Unterwegs war freilich der junge Mann manchmal zum Zweifel an der

besonde  
doch h  
Neu-  
hatte,  
Waare  
und i  
hatte  
Schiff  
ihm a  
die Fr  
Eigen  
werde  
seinem  
also  
noch  
Artife  
theil;  
fallirt  
loren  
geblie  
er se  
fand  
die,  
haben

halten müsse.  
 Neu-Orleans  
 Waarenlager  
 Postwagen in  
 die Woche sich  
 rache, ob es  
 sen, es nicht  
 id nur Einer  
 an setzte ihm  
 nehmlichkeiten  
 Die nächsten  
 ader voll sein.  
 it einem spä-  
 fboot indessen  
 nt, so könne  
 er auch Neu-  
 seine Waaren  
 arenhaus ge-  
 ies Fuhrlohn  
 wäre vielleicht  
 junge Mann  
 irre machen.  
 and er wollte  
 Sonntag Mor-  
 Innere von  
 rück, während  
 hofften, der  
 Platz für sie  
 den nächsten  
 : 25 Thaler  
 burg brachte,  
 hingekommen  
 nicht mehr;  
 innati gefah-  
 niethen, und  
 die Sonntags-  
 gereist waren,  
 id wieder ein  
 , und kamen  
 . Unterwegs  
 beifel an der

besonderen Vorsehung Gottes gereizt worden, an die er glaubte; doch hatte er sich immer wieder an die Verheißung gehalten. In Neu-Orleans ergab sich's, daß das Schiff, welches seine Waaren hatte, schon lange vor ihm angekommen war, und daß seine Waaren, weil die verabredete Frist verstrichen war, ausgeladen und in's Waarenhaus gebracht worden waren. Ueberdies aber hatte ein Mann die ganze Ladung von ähnlichen Artikeln im Schiff gekauft, und für die unseres jungen Kaufmanns, wenn sie ihm auch noch überlassen würden, um so viel mehr geboten, als die Fracht und andere Kosten darauf ausmachten; aber weil der Eigenthümer nicht da war, so konnten sie ihm nicht überlassen werden. So standen die Sachen nun bei seiner Ankunft. Seit seinem Zurückbleiben in Pennshlvanien und durch dasselbe war also bisher Alles rückwärts gegangen. Und dennoch erfuhr er noch zuletzt, daß Gott sein Vertrauen nicht beschämte. Seine Artikel stiegen im Preis, und er verkaufte sie mit großem Vortheil; der Herr aber, welcher die Schiffsladung gekauft hatte, fallirte, ehe seine Rechnungen bezahlt waren. Die Anderen verloren dabei ihren ganzen Waarenvorrath; und wenn er bei ihnen geblieben wäre, und also auch mit ihnen verkauft hätte, so würde er sein ganzes Vermögen eingebüßt haben. Der junge Mann fand in diesem Gang der Dinge einen schlagenden Beweis, daß die, welche die Gebote des Herrn halten, ihren großen Lohn haben, oft schon in dieser Welt, gewiß aber in der zukünftigen.

### Sonntagsmorgenlied im Frühlinge.

D seht auf leisen Flügeln  
 Des Frühroths, von den Hügeln  
 Kommt unser Feiertag in's Thal!  
 Wir wandeln ihm entgegen;  
 Er bringt uns Freud' und Segen  
 Und Laub und Blumen ohne Zahl.

Es schmücken sich die Auen,  
 Sein Angesicht zu schauen;  
 Ihn grüßt der Nachtigallen Chor.  
 Die Lerch' am Himmel schwebet,  
 Und dustender erhebet  
 Die Blume selbst ihr Haupt empor.

Wir aber steh'n und loben  
Den guten Vater droben;  
Er ruft den Lenz, er schmückt die Flur!  
Ist nicht die weite Erde  
Ein Lamm von seiner Heerde?  
Er leitet sie an seiner Schnur.

Die Stern' in hohen Räumen,  
Die Blüthen auf den Bäumen  
Sind alle seine Kinderschaar!  
Er schaut mit Wohlgefallen  
Hinab und reichet allen  
Die vollen Vaterhände dar.

Drum laßt uns hier im Freien  
Ihm unsre Freude weihen;  
Auch hier ist Gottes Heiligthum!  
Ihn preisen Laub und Blüthe:  
Verkünde seine Güte  
Mein Herz, lobsinge seinem Ruhm!

(Krummacher.)

### Die Macht des bösen Gewissens.

Kaiser Rudolph von Habsburg versuchte kurz vor seinem Tode die Krone seinem Sohne Albrecht zu sichern; allein die Kurfürsten, seiner Gewalt müde und durch die Schwäche seines Alters ermuthigt, widersetzten sich dem Wunsche des Kaisers dadurch, daß sie die Wahl verschoben. Rudolph starb, und die Erbstaaten Oesterreich und Steiermark lehnten sich gegen Albrecht auf, dem es indessen gelang, den Aufstand zu unterdrücken und sich der Reichsinsignien zu bemächtigen. Durch diesen Gewaltschritt brachte er die Kurfürsten noch mehr gegen sich auf, und sie wählten nun Adolph von Nassau zum Kaiser. Albrecht gab scheinbar nach, allein er arbeitete im Geheimen dahin, daß die Fürsten günstiger für ihn gestimmt wurden und den erwählten Adolph auf einem Reichstage 1298 absetzten und dafür Albrecht zum Kaiser wählten. Der Nebenbuhler war aber nicht geneigt, die Krone so wohlfeilen Kaufs niederzulegen und die Waffen muß-



Die Macht des bösen Gewissens.

urz vor seinem  
n; allein die  
chwäche seines  
s Kaisers da-  
arb, und die  
gegen Albrecht  
terdrücken und  
iefen Gewalt-  
ich auf, und  
ifer. Albrecht  
n dahin, daß  
den erwählten  
dafür Albrecht  
nicht geneigt,  
Waffen muß=

ten entf  
die Heer  
Abrech  
rück, un  
plöglich  
vom Pf  
Nun w  
gierung  
bald di  
kannte,  
Sohne  
Johar  
rechtmä  
wies ih  
strauß  
Alter  
faßte  
Mitver  
von d  
gernf  
Königi  
nehmt  
Plan  
setzen,  
Rahn  
schwor  
Schiff  
Da fü  
mit d  
mit d  
Kopf.  
Kaiser  
am 1.  
Pferd  
weiter  
Ansid  
Wien  
aus.  
der n  
Doch  
geübt



ten entscheiden. Zwischen Worms und Speier, bei Bellheim, trafen die Heere aufeinander und ein heftiger Kampf entbrannte, in dem Albrecht sicher geschlagen worden wäre. Er zog sich scheinbar zurück, und als ihn nun Adolph persönlich verfolgte, wandte er sich plötzlich um und traf ihn mit der Lanze in's Gesicht, daß Adolph vom Pferde sank und von Albrechts Begleiter getödtet wurde. Nun wurde ihm Krone und Scepter überreicht; allein seine Regierung war ein ewiger Kampf; bald empörte sich die Schweiz, bald die Erbstaaten; und da seine Ländergier keine Schranken kannte, so zog er auch Schwaben an sich, welches mit Recht dem Sohne seines verstorbenen Bruders Rudolph, dem Herzog Johann, zukam. Johann drang oft in seinen Oheim, ihm sein rechtmäßiges Erbe nicht länger vorzuenthalten, allein der Kaiser wies ihn stets mit Spott zurück. Einst soll er ihm einen Blumenstrauß gereicht haben mit den Worten: „Dies gehört Deinem Alter; das Regieren überlasse mir.“ Dadurch erbittert, faßte Johann den Entschluß, den Kaiser zu ermorden. Zu seinen Mitverschworenen gehörten Walter von Eschenbach, Rudolph von der Wart, Rudolph von Palm, Konrad von Tegernfeld und Walter von Castelen. Die Ankunft der Königin, der Albrecht mit den Genannten und mit seinen vornehmsten Rätthen entgegenritt, gab Gelegenheit, den schwarzen Plan auszuführen. Man mußte bei Windisch über die Reuß setzen, und hier wurde der Kaiser unter dem Schein, daß der Kahn möglichst wenig beschwert werden dürfte, durch die Verschworenen von den Uebrigen getrennt. Auch hatte Johann das Schiff aufgehalten, damit es nicht schnell mehrere hinüber holte. Da fiel Eschenbach dem Pferde des Kaisers in den Saum, Johann, mit den Worten: „Hier den Lohn des Unrechts,“ rannte mit dem Speer ihm in die Gurgel, und Palm spaltete ihm den Kopf. Ein armes Weib sah die That, und eilte, den sinkenden Kaiser aufzunehmen, der in ihrem Schooße starb. Das geschah am 1. Mai 1308. Der Herzog Johann eilte auf des Kaisers Pferd davon. In Mönchskleidern entkam er nach Italien. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt geblieben; allgemein ist man der Ansicht, daß er in einem Kloster gestorben. Ein Blinder, der zu Wien am Markte bettelte, gab sich nachmals für seinen Sohn aus. Eschenbach und Palm sind flüchtig gestorben. Wart aber, der nur die That mit angesehen, ward gefangen und gerädert. Doch an den Angehörigen der Verschworenen wurde blutige Rache geübt. Mehr als tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder

wurden durch des Henkers Hand hingerichtet, besonders durch Betrieb der Tochter Albrecht's, der Königin Agnes, die fast unmenschlich wüthete. Auch die Königin-Mutter, Elisabeth, rief, als ihr Sohn Friedrich an dem Blutvergießen einen Abscheu bekam: „Ich merke wohl, daß Du den Leichnam nicht sahest.“ An der Stelle, wo Albrecht gefallen, bauten sie das Kloster Königsfelden. Die Ermordung des Kaisers hat der Maler H. Heß 1830 in einem Gemälde trefflich dargestellt. Unsere Abbildung zeigt uns den flüchtigen Herzog Johann, geführt von einem Kinde des Gebirges, wie er Schutz sucht in einem Kloster. Die Folter seines bösen Gewissens ist in nachstehenden Versen trefflich dargestellt:

Wer naht sich dort? Wer folgt uns nach?

Siehst du die schreckliche Gestalt,

Wie sie die Hand gegen mich ballt?

Hörst du nicht, was sie sprach?

„Bangt nicht davor. Der Nebel ringt

Sich aus den Klüften, es wird Nacht.

Vom Mattenhorn die Lavine kracht —

Doch hört Ihr, was da klingt?“

Es klingt — ja klingt, wie berste Stahl.

Als er vom Kofse stürzte, brach

Sein Schwert, und da er im Blute lag,

Da klang es noch einmal.

„Die Glocke schallt vom Thal herauf

Und seht! Da leuchtet schon ein Stern.

Kommt nur, wir sind gar nicht mehr fern,

Vollbracht ist unser Lauf.“

Vollbracht! was sagst du da? Welch' Wort!

Ich that's nicht! — Er voll Hohn und Spott

Er nahm, was mein. — Schütze mich Gott!

Was leuchtet vor uns dort?

„Das Kloster ist's, wir sind ihm nah'.

Hier steht das Kreuz. — Die Kirch' ist hell,

Nun jaget nicht mehr, folget nur schnell,

Iht seid gerettet da.“

das K  
gewalt  
machte  
vorstel  
Weisef  
einsah,  
deshal  
durchd  
mit de  
der Ki  
Der L  
wo id  
auf de  
fröhlic  
fresser  
ruhig  
verstol  
ertapp  
Bogel  
Schon  
gen,  
— de  
sah, d  
mit d  
und f  
sie, i  
euer s

„Mar  
uns 3

Gerettet? Welche Himmelstund'!  
 Er folgt mir nicht zum heil'gen Ort. —  
 Ja büßen und beten laßt mich dort,  
 Bis zu der letzten Stund'!

### Der Stärkere über den Starken.

Ein mächtiger König im Osten hatte den Vorfaß gefaßt, das Reich eines andern Königs anzugreifen und mit Waffengewalt zu erobern. Da er diesen Vorfaß seinen Rätthen bekannt machte, ließ er zugleich wissen, daß, wer ihm deshalb eine Gegenvorstellung zu thun wagte, es mit dem Leben büßen sollte. Der Weiseste unter seinen Rätthen, der die Gefahren dieses Feldzuges einsah, sann auf ein Mittel, sie dem Könige zu zeigen. Er ging deshalb mit seinem Bogen früh in den Garten; der Morgenthau durchdrang sein Kleid, und als er in der gewöhnlichen Stunde mit den Andern im Dienste vor den König trat, bemerkte es der König. „Woher bist Du so naß und triefend?“ fragte er. Der Weise entgegnete: „Herr! ich komme eben aus dem Garten, wo ich etwas Sonderbares gesehen habe. Eine Heuschrecke saß auf dem Baume, die, als sie sich am Morgenthau erlabt hatte, fröhlich ihren Gesang anstimmte. Hinter ihr saß ein Heuschreckenfresser, den sie nicht sah; hätte sie ihn gesehen, so würde sie so ruhig nicht gesungen haben. Ich aber sah den Heuschreckenfresser verstoßen schlich er herbei, lauerte auf sie, und glaubte sie schon ertappt zu haben. Er sah den über ihm schwebenden gelben Vogel nicht, der auf ihn Jagd machte; ich aber sah den Vogel. Schon längte er seinen Hals, den Heuschreckenfresser zu verschlingen, und sah mich nicht, der unter dem Baume stand und eben — den Pfeil auf ihn abdrücken wollte. Indem ich dies Alles sah, dachte ich bei mir selbst: Ihr armen Thiere! alle beschäftigt mit der nahen Beute, glaubt ihr derselben schon gewiß zu sein, und seht die Gefahr nicht, die über euch schwebet. Sähet ihr sie, ihr vergäset der Beute und eiltet, euch selbst zu retten und euer Leben.“

— „Ich weiß, was Du sagen willst!“ sprach der König. „Man lasse das Reich des Nachbars in Ruhe; wir haben mit uns zu thun.“

## Der Storch.

Der Storch, der im Süden überwintert, im Sommer bei uns ist, kennt sein Land, sein Dorf, seinen Kirchturm und sein altes Nest wohl. Er kommt zuerst allein, visitirt das alte Nest, dann reist er wieder ab und kommt mit seinem Weibchen. Sie bessern das Nest, das von den Winterstürmen gelitten hat, wieder aus, und leben nun in treuer Liebe und Frieden miteinander, so daß sie manche unfriedliche Ehe beschämen. Das Nest ist nur eine rohe Lage von Reisern u. s. w. Die Stimme des Storchs ist nur ein Klappern mit dem Schnabel, sein Kopf ist sonderbar geformt, und seine Stirn hoch, sein Auge ist ganz ohne Schlaueheit, sein Gang ernst, gravitatisch, sein ganzes Thun still, feierlich, abgemessen, steif. Sein Flug ist schön, gewöhnlich langsam, feierlich, und nur dann rasch, wenn er ein besonderes Ziel verfolgt. Es ist, als ob er durch die Lüfte schwimme. Immer putzen sie sich, als große Freunde der Reinlichkeit, was um so nöthiger ist, weil sich an ihrem weißen Kleide alle Unreinlichkeit um so widriger herausstellt.

Mann und Weib brüten gemeinschaftlich; immer bleibt eines zu Hause, entweder bei den Jungen, oder wenn sie noch keine haben, das Haus zu bewachen. Ihr scharfes Auge beherrscht die ganze Gegend. Keiner erlaubt einem andern, sich in derselben ebenfalls häuslich niederzulassen. Würmer, Insekten, Schnecken, Blindschleichen, Mäuse, Fische frist er sehr gern, Heuschrecken sind ihm nicht unangenehm, aber am liebsten sind ihm doch die Frösche. Diese sticht er zuerst mit seinem Schnabel durch, wenigstens macht er sie durch Hineinstoßen in sie zur Flucht untüchtig, denn durch ihre Pergamenthaut zu stechen ist ihm fast unmöglich; junge Vögel will er auch. Oft klappern Mann und Weib und Junge, plaudern und unterhalten sich miteinander, besonders klappern letztere, wenn ihnen Nahrung gebracht wird.

Drei Dinge von ihnen sind mehr und minder wunderbar: ihre Kriege, ihre Gerichte, ihre verständige Art.

Alle Störche einer großen, weiten Gegend, z. B. des Rheinthals im Canton St. Gallen, und die über den Rhein oder in dem gegenüberliegenden Vorarlberg erheben sich etwa einmal gegen einander zu einem blutigen Kriege, der sich nur mit dem Tod oder mit dem Abzug der einen oder andern aus der Gegend endigt. Eine Partie muß das Feld räumen. Wahrscheinlich entsteht der Krieg wegen der Nahrung, die sie einander verkümmern.

Dann  
ruhr.  
großen  
dern vi  
viel, e  
wird b  
fahren  
seitigen  
nun au  
Luft ge  
lich au  
zer die  
zerstöre  
wieder  
zer sieg

weilen  
halten,  
pert un  
losstür;  
geklärt.  
Zweise

D  
städten  
stolzire  
Weg  
von P  
suchen  
Hause  
tragen  
dem P  
wieder  
lingt e  
chin d  
leidet  
flöge,

Dann wird die ganze Gegend unruhig und Alles geräth in Aufruhr. Sie halten auf beiden Seiten des Rheines auf Feldern großen Rath. Es muß ein Aufgebot ergangen sein. Sie plaudern viel miteinander, verstehen einander. Einige reden besonders viel, es sind die ältesten, die Jungen schweigen. Der Krieg wird beschloffen. Die Vorarlberger in größerer Zahl erheben sich, fahren über den Rhein durch die Luft einher und wollen die diesseitigen angreifen. Die haben den Angriff erwartet, erheben sich nun auch und fliegen ihnen entgegen. Der Kampf wird in hoher Luft geführt. Die Waffe ist der Schnabel. Sie stechen fürchterlich aufeinander los. Blutig und zerstoßen ergreifen die Schweizer die Flucht. Die Vorarlberger sind vollkommen Sieger und zerstören die Nester der geflohenen. Allmählig jedoch kehren sie wieder zurück. Später entsteht wieder Krieg, worin die Schweizer siegen.

Es ist auch wahrgenommen worden, daß die Störche bisweilen vor ihrer Abreise gen Süden eine große Versammlung halten, einen Kreis bilden, einer in der Mitte steht, viel geklapert und raisonnirt wird, und endlich alle auf den in der Mitte losstürzen und ihn durchbohren. Die Sache ist noch nicht aufgeklärt. Daß sie aber etwas Außerordentliches thun, ist außer Zweifel.

Das dritte Auffallende ist ihre anständige Weise. In Seestädten ziehen sie zwischen den Leuten auf den Straßen herum, stolziren hin und her, und fordern von jedem, der ihnen in den Weg tritt, das Ausweichen. Sie ziehen von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen, von Miststätten zu Miststätten, und suchen Fische, Austern u. s. w. Noch mehr: bricht in einem Hause, auf dem sie ihr Nest haben, eine Feuersbrunst aus, so tragen sie die Jungen, wenn sie noch nicht fliegen können, auf dem Rücken fort, oder benezen sich in einem Wasser, fliegen wieder in ihr Nest und schütteln das Wasser von sich, und gelingt es ihnen nicht, die Jungen zu retten, so breitet die Störchin die Flügel über ihre Jungen, um sie zu schützen, und erleidet lieber mit ihnen den Feuertod, als daß sie allein davon flöge, wie man dies noch beim großen Brand in Hamburg sah.

(Nach Scheitlin's Thierseelenkunde.)

Sommer bei  
arm und sein  
as alte Nest,  
eibchen. Sie  
en hat, wie-  
miteinander,  
Nest ist nur  
des Storchs  
ist sonderbar  
ohne Schlaun  
n still, feier-  
lich langsam,  
Ziel verfolgt.  
er puzen sie  
so nöthiger  
ichkeit um so  
bleibt eines  
sie noch keine  
beherrscht die  
in derselben  
a, Schnecken,  
Heuschrecken  
ihm doch die  
durch, wenig-  
cht untüchtig,  
st unmöglich;  
nd Weib und  
r, besonders  
d.  
wunderbar:  
s. des Rhein=  
hein oder in  
einmal gegen  
mit dem Tod  
der Gegend  
scheinlich ent-  
verfümmern.

## Der Störche Ankunft.

Sind Gäste angekommen,  
 Steh'n oben auf dem Haus.  
 Habt ihr es nicht vernommen?  
 Kommt hurtig mal heraus.

Ei, schönen guten Morgen!  
 Herr Storch, nun sag' er an,  
 Wie er doch solche Sorgen  
 Uns Kindern machen kann.

Zieht, ohn' ein Wort zu sagen,  
 Bei Nacht und Nebel fort;  
 Man hört in hundert Tagen  
 Von ihm kein stummes Wort.

Doch sei er nur nicht bange,  
 Er ist ein frommes Blut;  
 Verließ er uns auch lange,  
 Sind ihm doch Alle gut.

Wir sehen gar zu gerne,  
 Wenn er im hohen Nest,  
 Nachdem er lange ferne,  
 Sich häuslich niederläßt.

Und fängt er an zu bauen  
 Und klappt so hell dazu,  
 Dann stehen wir und schauen  
 Ihn an in guter Ruh'.

Und denken still und leise  
 An's schöne Sommerland,  
 Und wie auf seiner Reise  
 Den rechten Weg er fand.

Könn't er uns nur was sagen  
 Vom Lande gar so fern;  
 Das würd' uns schon behagen,  
 Wir sähen's auch mal gern.

Landgu  
 Im R  
 Natur  
 jene sch  
 wahrtee  
 Alles  
 Karlstr  
 würdig  
 Männe  
 tapfern  
 landes  
 Zeit, d  
 Geist,  
 preußis  
 entstan  
 Kolbe  
 Mann  
 Sein  
 gehegte  
 beklem  
 feinem  
 Cotto  
 religiof  
 C  
 auch in  
 reines  
 lich rei  
 zen tr  
 chen B  
 glücklic  
 G  
 einen

### Maximilian von Schenkendorf.

Maximilian von Schenkendorf wurde auf einem Landgute in der Nähe von Tilsit am 11. Dec. 1784 geboren. Im Kreise frommer Familien und im Schooße einer schönen Natur im preussischen Oberlande empfing sein Geist schon frühe jene schöne Richtung, welche immer sein bis an sein Ende bewahrtes Eigenthum blieb. Als im Jahre 1813 der Freiheitskrieg Alles unter die Waffen rief, verließ Schenkendorf den in Karlsruhe sich gegründeten häuslichen Heerd, verließ seine liebenswürdige, geistreiche Gemahlin, verzichtete auf den Umgang mit Männern, wie Jung-Stilling, Ewald u. A., um sich seinen tapfern Landsleuten anzuschließen und für die Befreiung des Vaterlandes mit in den Kampf zu ziehen. In dieser großen, heiligen Zeit, die ihn mit Allem in Berührung brachte, was damals durch Geist, Muth und jede ritterliche Tugend den Glanz der siegreichen preussischen Waffen erhöhte, sind seine schönsten Vaterlandslieder entstanden. Nach geendigtem Kriege ward er Regierungsrath in Kolberg. Aber schon im Jahre 1817 wurde der herrliche Mann dem Vaterlande und seinen vielen Freunden entzissen. Sein Geburtstag war auch sein Sterbetag. Ein schon längst gehegtes Uebel, das mit unerträglichen Kopfschmerzen und Brustbeklemmungen verbunden war, endigte das jugendliche Leben in seinem 33. Jahre. Seine Vaterlandslieder erschienen 1815 bei Cotta in Tübingen; ein reicher „poetischer Nachlaß,“ der meist religiöse Lieder enthält, erschien 1832 in Berlin bei Eichler.

Einer seiner Freunde versichert: „Wie herrlich Schenkendorf auch in seinen Gefängen erscheinen mag; sein ganzes reiches und reines Wesen ist darin nicht ausgeprägt. Welch einen unerschöpflich reichen Schatz von Liebe er in seinem kindlich harmlosen Herzen trug, welche Milde und unverfälschte Religiosität, und welchen Zorn gegen alles Schlechte, das wissen nur die, welche so glücklich waren, ihm im Leben nahe zu stehen.

Reihen wir an diese Lebensskizze zwei Gedichte an, die uns einen Blick vergönnen in das herrliche Gemüth des Dichters.

#### Vaterland.

O Vaterland, das droben ist,  
Das uns der Heiland Jesus Christ

Von Ewigkeit bereitet!  
 Wie herrlich wird es droben sein,  
 Wenn er aus allem Streit und Pein  
 Zu deiner Lust uns leitet!

Auch hier, auch hier im Erdenthal  
 Weht Gottes Geist, scheint Gottes Strahl;  
 Wir haben auch empfangen  
 Den rechten Geist, den Geist vom Herrn;  
 Uns Allen ist ein heil'ger Stern  
 Am Himmel aufgegangen.

Das ist das ew'ge Gotteswort,  
 Es kommt vom Himmel fort und fort  
 Zur Erde segnend nieder.  
 Das nehmen alle Menschen an,  
 Und alle Menschen, Mann für Mann,  
 Sind Sünder nur und Brüder.

Doch jedem Volke ward ein Grund  
 Zum Bau des Reiches Gottes kund,  
 Da soll sein Tempel stehen;  
 Aus tiefem Grund von unten aus  
 Soll sich das ew'ge Gotteshaus  
 Erheben zu den Höhen.

Im Vaterland, im Vaterland  
 Hat jeder seinen rechten Stand  
 Und rechten Grund gefunden.  
 Da stehe fest und halte drauf.  
 Und flöhest du im schnellen Lauf,  
 Es hält dich doch gebunden.

Ich ziehe nimmer weit hinaus,  
 Ich bin daheim in meinem Haus,  
 Im schönen deutschen Lande.  
 Im ganzen deutschen Vaterland  
 Ist Alles traut mir und bekannt  
 In jedem frommen Stande.

Die hohen Kunden alter Zeit,  
 Die Tage, die uns jüngst erfreut,



Das schöne, freie Leben;  
 Auch manches Schloß und manche Stadt,  
 Die deutsche Kraft erbauet hat,  
 Wo Vätergeister schweben.

Ihr Hügel, wo die Trauben bläh'n,  
 Ihr Felder, wo sich Schnitter müh'n,  
 Sollt auf den Enkel kommen.  
 Ihr Kirchen, hoch und kühn und zart,  
 Erdacht nach alter deutscher Art,  
 Euch lieben alle Frommen.

Zum Eichenwald, zum Eichenwald,  
 Wo Gott in hohen Wipfeln wallt,  
 Möcht' ich wohl täglich wandern.  
 Du frommes, kühnes, deutsches Wort,  
 Du bist der rechte Schild und Hort  
 Zur Scheidung von den andern.

Das ist das deutsche Vaterland,  
 Da, Jüngling! Jungfrau! sei dein Stand,  
 Da führe du dein Leben!  
 Da will ich steh'n, ein grüner Baum,  
 Will träumen manchen sel'gen Traum  
 Und nach dem Himmel streben.

### Der Bauernstand.

O Bauernstand, o Bauernstand,  
 Du liebster mir von allen!  
 Zum Erbtheil ist ein freies Land  
 Dir herrlich zugefallen.

Die Hoffahrt zehrt, ein böser Wurm,  
 Ein Kost, an Ritterschilden;  
 Zerfallen sind im Zeitensturm  
 Die reichen Bürgergilden.

Du aber bau'st ein festes Haus,  
 Die schöne grüne Erde,  
 Und streuest gold'nen Samen aus  
 Dhn' Argwohn und Gefährde;

Hast Gottesluft und Gottesstrahl,  
Um eilig zu genesen,  
Wenn sich in deine Hürd' einmal  
Geschlichen fremdes Wesen.

Was uns're blöde Welt nicht kennt  
Mit ihrem eitlen Treiben,  
Wovon im alten Testament  
Die heil'gen Männer schreiben,

Das soll noch oft wie Morgenwind  
Um meiner Busen wehen;  
Das hab' ich wohl an manchem Kind  
Im stillen Thal gesehen:

Die Demuth und die Dienstbarkeit  
Der Schönheit und der Stärke,  
Die Einfalt, die sich kindlich freut  
An jedem Gotteswerke;

Des Jünglings frühe Tüchtigkeit  
In würdigen Geschäften,  
Der alten Männer Trefflichkeit,  
Bescheiden in den Kräften.

Wohl manches Zeichen, manchen Wink  
Kann man da draussen sehen,  
Wovon wir in dem Mauernring  
Die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand, von unten aus  
Soll sich das neue Leben  
In Adels Schloß und Bürgers Haus,  
Ein frischer Quell, erheben.

Doch eines, lieber ält'ster Stand,  
Kann größ'res Lob dir schaffen:  
Nie müßig hängen an der Wand  
Laß deine Bauernwaffen!

Der scharfe Speer, das gute Schwert  
Muß öfter dich begleiten,  
Um fröhlich für Gesetz und Heerd  
Und für das Heil zu streiten.

Zieh' fröhlich, wenn erschallt das Horn,  
Ein Sturm auf allen Wegen  
Und wirf ein heißes blaues Korn  
Dem Räuber kühn entgegen.

Die Sieges Saat, die Freiheits Saat,  
Wie herrlich wird sie sprießen!  
Du, Bauer, sollst für solche That  
Die Erndten selbst genießen.

Der Arm, der harte Erde gräbt  
Und Stiere weiß zu zwingen,  
Kann wohl, vom Heldengeist belebt,  
Mit jedem Feinde ringen.

Du frommer freier Bauernstand,  
Du liebster mir von allen!  
Dein Erbtheil ist im deutschen Land  
Gar lieblich dir gefallen.

### Jährliche Marktfeste an den Ufern der heiligen Ströme.

Ehe wir unsere Reise nach dem Himalaya begannen, machten wir noch einmal einen Ausflug nach dem Marmorfelsen am Nerbudda zu Beraghat. Es war am Ende des Katik, wo die Hindus ihre Marktfeste an allen heiligen Strömen feierten, an den Orten, welche durch Dichtung und Sage als der Schauplatz irgend einer That der Götter bezeichnet sind. Diese Märkte vereinigen die Lustbarkeiten mit der religiösen Feier, denn Jeder macht sich lustig und freuet sich, so gut er kann, zugleich aber sucht er sich von allen früheren Sünden zu reinigen, indem er betet, in der heiligen Fluth sich badet und vielleicht auch lobenswerthe Entschlüsse künftiger Besserung faßt.

Die religiösen Feierlichkeiten dauern fünf Tage, sie finden an allen heiligen Strömen Indiens zu gleicher Zeit statt, und es ist jedenfalls der größere Theil der gesammten Hindubevölkerung vom Himalaya bis zum Kap Komorin während dieser fünf Tage an solchen Märkten versammelt. Wenn man den Ganges hinabfährt, so kann man in einem Tage ein halbes Dutzend solcher Märkte sehen, jeden mit einer Menschenmasse von

dreißig Tausend und noch mehr, und höchst malerisch durch die Pracht und Mannichfaltigkeit der Zelte. Der Bewahrer des Weltalls, der Gott Wischnu, steigt nämlich nach dem Glauben des Volkes am 26. Assar (Juni) zur Unterwelt herab, um Raschah-Ball gegen die Angriffe Indra's zu schützen, vier Monate bei ihm zu bleiben und am 26. Katik (Oktober) wieder heraufzukommen. Während seiner Abwesenheit hört aller Gottesdienst auf, alle Festlichkeiten müssen ruhen; nun aber ist er wieder aufgefahnen gen Himmel, und auf diesen Märkten feiert man fröhlich das Auferstehungsfest des Gottes.

Unsere Zelte waren auf einem Rasenplatz an einem kleinen, in den Nerbudda fallenden Bache aufgeschlagen, dessen anderes Ufer die versammelte Menge einnahm. Nachts waren alle Zelte und Buden erleuchtet, und die Scene fast eben so belebt wie am Tage. Was aber einem Europäer am meisten auffällt, das ist die allenthalben herrschende Ruhe: man sieht nirgends eine Störung, und ist auch gewiß, daß keine Störung eintreten wird. Unbesorgt läßt man Weib und Kind unter einer Masse von 100,000 fremden Menschen mit fremder Sprache und fremder Religion, und geht auf die Jagd, in die fernen Wälder. Während der Zeit des großen Aufstandes der Sipahi's ließen die englischen Offiziere ihre Kinder bis in die feindliche Linie laufen und mit den rebellischen Soldaten spielen bis zu dem Tage, wo die Artillerie gegen sie aufgeführt wurde; und von mehr als 30 europäischen Damen, welche sich in der Garnison befanden, fiel nicht einer bei, den Ort zu verlassen, bis sie die Kanonen donnern hörten.

Die Volksmasse an diesem Markt war wie gewöhnlich ungeheuer, aber Viele, die keine Zelte sich anschaffen konnten, wurden vor der Zeit durch schwere Regenschauer fortgetrieben.

Bei dieser, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten badet das Volk in dem Nerbudda, ohne Beihülfe der Priester; aber eine Menge armer Braminen findet sich ein, um Almosen zu sammeln, doch nicht, um bei den Ceremonien hilfreiche Hand zu leisten. Wer es vermochte, gab diesen Männern, wenn sie aus dem Wasser traten, eine Kleinigkeit, aber niemals ward etwas gefordert, wie dies auf den Marktplätzen am Ganges gewöhnlich ist. Am ersten Tage badet das Volk unterhalb der Schnelle, über welche der Fluß, nachdem er aus seiner friedlichen Behausung zwischen den Marmorfelsen herausgetreten ist, herabfällt; am zweiten Tage oberhalb dieser Schnelle, und am dritten Tage etwa noch eine Stunde

weit  
gedr  
Sch  
nem  
dicke  
Aus  
eine  
lich  
sen  
auff  
groß  
über  
ruh  
erzä  
Ner  
Fete  
groß  
Ner  
fast  
and  
sind  
in  
Tho  
ten,  
Göt  
Stä  
gral  
in  
Hal  
Ner  
jene  
besu  
Gli  
der  
an  
bere  
blick  
rend  
habe

weiter oben, wo der ganze, in ein schmales Rinnſal zuſammenge-  
gedrängte klare Nerbudda wild ſich hinabſtürzt in einen tiefen  
Schlund von Marmorſeſen. Dieſen Fall des heiligen Stromes  
nennt das Volk Dovandhar oder den rauchenden Fall, von dem  
dicken Dampf, welchen man jeden Morgen daraus aufſteigen ſieht.  
Aus dem Schlunde heraus gleitet der Fluß ruhig und unmerklich  
eine halbe Stunde weit in einem 30 bis 150 Fuß breiten, ziem-  
lich tiefen, nach dem Volksglauben bodenloſen Bette fort, an deſ-  
ſen beiden Seiten ſchneeweiße Marmorſeſen 100 Fuß ſenkrecht  
aufſteigen. In den Spalten der weißen Feſen ſind zahlreiche  
große ſchwarze Neſter von Horniſſen, die jederzeit bereit ſind,  
über den Unglücklichen, der ſich ihnen naht, herzuſallen. Hier  
ruhen auch nach der Volkſage die Padua's, die Helden des großen  
erzählenden (epiſchen) Gedichts Mahabharata, deren Namen in's  
Nerbudda-Thal übertragen wurden. Jeder phantaſtiſch geformte  
Feſs verdankt ſeine Entſtehung der göttergleichen Kraft dieſer  
großen Helden der indiſchen Sage, die hier im Strome fortlebt.

Die Schichten der Sandſteinkette von Keimor, welche das  
Nerbudda-Thal quer durchſetzt, erheben ſich an einigen Stellen  
faſt ſenkrecht mehrere hundert Fuß über die Ebene, während  
anderswo ihre Gipfel in der Entfernung kaum ſichtbar ſind. Das  
ſind eben ſo viel Daſſenpaare, welche von den Pfeilen Ardschau's  
in Stein verwandelt wurden, und mancher Bach, der jetzt das  
Thal bewäſſert, entſprang, wenn des Helden Krieger Durſt lit-  
ten, durch die Berührung des Bodens mit ſeiner Lanze. Die  
Götterbilder früherer Tage, die jetzt unter den Ruinen alter  
Städte umherliegen, zum Theil in der Tiefe des Waldes ver-  
graben, ſind nichts Anderes, als die Leichen der Erdkönige, die  
in Stein verwandelt wurden, weil ſie es wagten, mit dieſen  
Halbgöttern zu kämpfen. Die Leiche zwischen den Feſen an dem  
Nerbudda tragen noch die Namen der fünf Brüder, der Helden  
jenes großen Gedichts, und werden jährlich von Hunderttauſenden  
beſucht, welche feſt glauben, daß ihre Gewäſſer einſt die müden  
Glieder dieſer Helden erfrächten.

Das Volk glaubt, daß der Ganges nur noch 60 Jahre lang  
der heilige Strom bleiben könne, und daß dann der Nerbudda  
an ſeine Stelle treten werde. Das Waſſer des Nerbudda's iſt  
bereits um ſo viel heiliger, als das des Ganges, daß ſein An-  
blick allein ſchon die Menſchen von ihren Sünden reinigt, wäh-  
rend man den Ganges berühren muß, ehe er dieſe Wirkung  
haben kann.

In dem auf einem kegelförmigen Felsen erbauten Hügel zu Beraghat, von wo aus man den Fluß überschauet, ist das Bild eines Stiers, welcher Schiwa, den Gott der Zerstörung, und seine hinter ihm sitzende Gemahlin Parbatti trägt; beide haben Schlangen in den Händen, und Schiwa hat noch eine als Gürtel um den Leib gewunden. Mehrere Dämonen in Menschengestalt liegen unter dem Bauche des Stiers am Boden, und das Ganze ist aus einer harten Basaltmasse, die einem Gang in dem unten liegenden Marmorfelsen entnommen ist, vortrefflich ausgehauen. Man nennt die ganze Gruppe Gori-Sankar, und ich fand auf dem Marke ein Modell von Erz, das einer ähnlichen Gruppe in Dscheipur nachgebildet ist, zum Verkauf ausgestellt.

Wer zu dem Marktfest kommt, um zu baden, bringt Kränze von gelbem Jasmin mit, und hängt solche um den Hals der Gözenbilder; wichtiger aber als diese Kränze sind die Opfer an Reis, die jeder Pilger darbringt. Und für wen sind diese Opfer? Natürlich für den Priesterstand, der auch hier den frommen Aberglauben der Menge auszubeuten versteht.

### Wie es die Franzosen am Rhein getrieben.

Daß bei den Franzosen das Gelüste nach dem schönen Rheinlande von Zeit zu Zeit sich wieder kund gibt, ist sehr natürlich; denn die Geschichte lehrt, wie sie hier stets ihre Säckel gefüllt, wie sie Kunstschätze geraubt und ihren Gelüsten in jeglicher Beziehung haben Zügel und Zaum schießen lassen. Wir wollen nichts von ihrer letzten Anwesenheit erzählen, nicht erwähnen, daß sie ohne Strümpfe und Schuhe, mit zerrissenen Kleidern erschienen und sich von unsern Vätern kleiden ließen, nicht in Erinnerung bringen, daß die reichen Klostergüter verkauft und die gelösten Summen nach Frankreich geschleppt wurden; dieses Alles wissen unsere noch lebenden Alten, die mögen's in ihrem Kreise erzählen. Wir wollen etwas weiter hinausgehen, zu jenen Zeiten Ludwig's XIV., der den Gräuel der Verwüstung über unser armes Vaterland ausgehen ließ. 1684 hatte Ludwig einen 20jährigen Waffenstillstand abgeschlossen, der aber 1688 gebrochen wurde. Im Jahre 1671 hatte sich Elisabeth Charlotte, die Tochter Karl Ludwig's, Kurfürsten

von der Pfalz, mit dem Bruder Ludwig's XIV., mit dem Herzog Philipp von Orleans, vermählt. Stolze, hochgehende Hoffnung mochte damals das pfälzische Kurhaus an diese hohe Verbindung knüpfen, aus der hoffnungsvollen Saat reifte aber eine blutige, unglückschwere Erndte. Karl Ludwig war im Jahre 1680 gestorben, sein Sohn Karl, unverdientermaßen der Fromme genannt, ein schwächlicher Mann, folgte schon am 16. Mai 1685 seinem Vater in die Gruft, und mit ihm erlosch die pfalzgräfllich-simmern'sche Linie. Nach den Verträgen des Hauses war die Neuburger Linie zur Nachfolge berufen. Ludwig XIV. hatte es anders beschlossen. Denn einerseits stellte er sich, als fordere er das Recht der Nachfolge in der Pfalz für eine dritte Linie des Pfälzerhauses, für die Grafen von Valdenz, andererseits verlangte er aus der kurpfälzischen Erbschaft für seine Schwägerin, die Herzogin von Orleans, die Herausgabe aller derjenigen Güter, welche pfälzisches Allodial-, d. h. Familienstammgut, nicht Reichslehen waren. Zwar hatte die Herzogin bei ihrer Vermählung ausdrücklich auf alle Erbansprüche an die Pfalz Verzicht geleistet, aber was kümmerten Verträge, was ein auf zwanzig Jahre abgeschlossener Waffenstillstand den Mann, der kein Gesetz kannte, als seinen eigenen, doch so oft fremdem, unlauterem Einflusse dienstbaren Willen? Da man auf seine Forderung von Seite des deutschen Reiches nicht eingehen konnte, und ein dreijähriger Föderkrieg von 1685—88 die Sache um kein Haar breit der Entscheidung näher brachte, so schritt der französische König zu Mitteln der Gewalt. Einen sehr schlimmen Rathgeber, ja wohl den hauptsächlichsten Urheber der nun folgenden Gräuelpöbel fand er an seinem Minister Louvois, nur allzu willige Werkzeuge an seinen Generalen, namentlich an dem General Melac, schwachvollen Angebensens.

Während die Länder am Rhein im Vertrauen auf den Waffenstillstand keines Angriffes gewärtig waren, und die Heere Kaiser Leopold's in Ungarn den Türken gegenüberstanden, erfolgte plötzlich am 24. September 1688 die französische Kriegserklärung, nachdem schon am 14. September die feindlichen Heere in die Pfalz eingebrochen waren. Das, wie immer, ungerüstet überraschte deutsche Reich hatte keine Zeit, seine bedrohte Grenze zu schützen.

Kaiserslautern fiel nach muthiger Gegenwehr in Feindeshand, Mainz, Trier, Bonn,\*) dessen Fürst insgeheim dem

\*) In Bonn und Siegburg hatte es der Feind besonders arg getrieben; so hatte er Weiber mit den Haaren aneinander binden und in's

Reichsfeinde sich zuneigte, öffneten ihre Thore; Philippsburg, diesseit des Rheines, theilte das gleiche Schicksal. Mit dem Ende Oktober wurde unter scheinbar erträglichen Bedingungen Heidelberg, Anfang Novembers Mannheim genommen, und in Streif- und Plünderungszügen verbreitete sich der Feind weithin durch Franken und Schwaben. Aber wo der König selbst und seine Minister das Beispiel des schändesten Friedensbruches gegeben hatten, wie konnten dann die feierlichen Zusagen und Uebergabesbedingungen der untergeordneten Werkzeuge irgend eine Sicherheit bieten? Bald sollten die Bewohner von Heidelberg und Mannheim es erfahren, denn sogleich nach der Uebergabe begann der Feind mit Willkür und roher Gewalt zu verfahren. Nach wenigen Tagen sollte die Stadt Heidelberg 50,000 fl. Kriegsgelder bezahlen, und als die Summe nicht sogleich aufgebracht werden konnte, legte man den vornehmsten Bürgern Strafmannschaft in die Häuser, drohte den Säumnigen mit äußerster Gewalt, tödtete muthwillig das Geflügel und andere Hausthiere, zerschlug die Weinfässer, die man nicht zu leeren im Stande war, verbot alles Tragen von Waffen, außer bei gebornen Edelleuten.

Bald schritt man auch weiter an dem Werke der Verheerung. Der Karlssturm, die Stadtmauern wurden untergraben und in die Luft gesprengt, die Gärten, die Felder ringsum verwüftet, die Obst- und Nebenpflanzungen überall zerstört, ausgerottet. Belgrad war am 6. September gefallen; das kaiserliche Heer bekam dadurch theilweise freie Hand, gegen den Feind am Rhein zu rücken. Der Kaiser erklärte endlich an Frankreich den Reichskrieg, England und Holland traten unter die Waffen. Am 3. April erfolgte auch die Kriegserklärung des deutschen Reiches. Aber der allerchristlichste König, wie sich die Könige von Frankreich nennen, und der schreckliche Louvois hatten beschloffen, eine Wüste zwischen sich und den Feind zu legen. Melac, der sich mit besonderem Wohlgefallen des Teufels Bruder nannte, war der Mann dazu, und wenn auch einzelne Unterbefehlshaber menschlicher dachten und handelten, als ihnen befohlen war, so waren doch im Ganzen die allerhöchsten Befehle so streng und gemessen und der willfährigen Werkzeuge so viele, daß das traurige Verhängniß nur selten gemildert werden konnte. Um die Mittagsstunde des 28. Januar rückte durch das Speierer Thor in

Feuer treiben lassen. Es war der große Kurfürst, der, mit den Holländern verbunden, die Stadt Bonn dem Feinde entriß.



Heidelberg die französische Keiterei hinaus nach den umliegenden Landgemeinden, und die sinkende Abendsonne beleuchtete schon ringsumher die auflohernden Flammen der brennenden Ortschaften. Rohrbach, Leimen, Ruzloch, Wiesloch, Kirchheim, Edingen, Bruchhausen, Wiblingen, Opperlheim, Neckarhausen waren, ehe die Sonne des 29. aufging, größtentheils rauchende Trümmer, und was am 28. nicht genügend gethan schien, das ward am 29. vollendet. Hinausgetrieben aus ihren väterlichen Wohnstätten, ohne Kleidung und Obdach, eine mehrlose Beute roher, erbarmungsloser Gewalt und sinnlicher Lust, irren die unglücklichen Einwohner von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel, Greise, Männer, Weiber, Kinder, glücklich, wenn es ihnen gelingt, das nackte Leben unversehrt aus der Hand der unmenschlichen Verfolger zu retten. Nicht die Ehre der Jungfrau, nicht das arme Würmlein im Mutterleib findet Schonung und Erbarmen.

Und wie hier durch seine Henkersknechte, so vollzieht nördlich von Heidelberg Melac in eigener Person das schmachvolle Werk. Unter seiner Leitung wird Handschuhshausen bis auf die Kirche und das Waisenhaus niedergebrannt, wird Ladenburg ausgeraubt und verwüstet. Wer es versucht, die Hand zum Bösen zu erheben, wer es wagt, mehr als das arme Leben retten zu wollen, wer dem Wütherich jammernd, fußfällig entgegenkommt, findet, statt Erhörung und Gnade, den Tod unter den Streichen seiner gefühllosen Helfer. 150 auf diese Weise Gemordete und in obdachloser Winterkälte Erfrorene wurden nachher begraben.

Als am 1. Februar die Mordbrenner von den nach Weinsheim vorgerückten Sachsen zurückgeschlagen worden waren, wurde dafür durch die Verwüstungen von Schriesheim, Doffenheim, Neuenheim Rache genommen. Nun zog sich Melac nach Heidelberg zurück, wo unterdessen seine Schaaren von Tag zu Tag schrecklicher gehaust hatten. Das Maß der Leiden dieser unglücklichen Stadt war noch nicht gefüllt.

Am Morgen des 16. Februar wurde das herrliche Schloß der pfälzischen Kurfürsten, eines der denkwürdigsten Bauwerke unseres deutschen Vaterlandes, bis auf wenige Räume in die Luft gesprengt, und in wenigen Stunden war die Arbeit langer Menschenalter ein verschütteter Trümmerhaufen, dessen übereinandergestürzte Mauern und Thürme heute noch den dorthin wandernden Beschauer daran gemahnen sollten, was von Westen je und je dem deutschen Volke Gutes gekommen, aber auch

was von jeher bis zur Stunde dem Vaterlande vor Allem Noth thut.

Die vielleicht noch auf römischen Grundmauern erbaute Neckarbrücke mit ihren beiden Thürmen, die öffentlichen Gebäude und Kanzleien, der Marstall, das Rathhaus und viele andere Gebäude erwartete ein gleiches Loos. Vergebens war Bitten und Flehen der Einwohner, der Obrigkeit, Melac hatte dafür verschlossene Ohren; er stand lächelnd auf dem Marktplatz und betrachtete mit Wohlgefallen das Werk der Zerstörung, und wenn nicht einzelne menschlicher gesinnte Offiziere, wie namentlich der General de Tesse, den Bürgern den Rath ertheilt hätten, ihre Gemächer mit nassem Stroh zu füllen und so dem Brande etwas Einhalt zu thun, die ganze Stadt wäre nach Melac's Willen zu einem großen Aschen- und Trümmerhaufen geworden.

Am 5. März sollte auch Mannheim das Schicksal ereilen. Die Bürger selbst mußten Hand anlegen an das Werk der Zerstörung, mußten selbst ihre Häuser einreißen, selbst die verheerende Brandsackel in die heimathlichen Räume ihrer Wohnungen schleudern. Stadt und Festung wurden so vollständig zerstört und ausgeraubt, daß der entflohene Bewohner bei seiner Heimkehr kaum mehr die Stätte fand, wo er einst die ersten Schritte seiner Kindheit gewandelt. Zwar rückten im Frühjahr allmählig auch die Kaiserlichen heran und verbanden sich mit den zum Angriff zu schwachen Reichsvölkern. Das rechte Rheinufer wurde von dem barbarischen Feinde verlassen, aber jenseit des Rheines begann sein Werk auf's Neue. Frankenthal, Oppenheim, Kreuznach, Alzei, Ingelheim, Bacharach, Wachenheim, Neustadt fielen als Opfer. Schon im April war Speier geplündert worden. Am 23. Mai ging auch es in Flammen auf, und die Bürger, denen man Anfangs gestattet hatte, ihre in den Dom geflüchtete Habe auf 400 Wagen fortzuschaffen, mußten, nachdem auch diese ausgeplündert worden, froh sein, das Leben davon zu bringen. Nichts wurde auch hier von der raubenden und verwüstenden Hand verschont, nicht das stille Krankengemach des Privathauses, nicht die geweihte Stätte der frommen Anbetung, nicht die heilige Stille längst entschlafener Todten. Aus den Grüften zu Speier wurden die modernden Gebeine der deutschen Kaiser gerissen, unter den Hufen der Köse rollten die Schädel, die einst Deutschlands weltgebietende Königskrone getragen, und in zerbröckelnden, zer Schlagenen, zerrissenen Trümmern

und Feszen lagen die ausgeraubten Särge, die vergilbten Kaiser-  
mäntel, die verrosteten Kaiserkrone umher.

Vom 30. Mai bis 2. Juni stand das nachbarliche Worms  
in Flammen, Kirchen, Dom, Privatgebäude verzehrte das los-  
gelassene Element, und selbst die Kapitalien, welche die Wormser  
auswärts stehen hatten, mußten dem gierigen Feinde überlassen  
werden, und wurden von demselben eingezozen. Nun aber das  
Werk am Nieder- und Mittelrhein vollendet war, sollte auch der  
Oberrhein den Zorn des frommgläubigen Königs von Frankreich  
empfinden.

Nachdem noch Bruchsal, Bretten, Sinsheim heimgesucht  
worden, rückten im Sommer 1689 die Nordbrenner auch in die  
badische Markgraffschaft. Der Markgraf Friedrich Magnus, wel-  
cher sich nach Basel geflüchtet hatte, mußte von dort aus unthätig  
der Verwüstung seines Landes zusehen, und wandte sich vergebens  
mit Bitten und Klagen an den Kaiser.

Am 24. Juli rückten die Franzosen über Philippsburg nach  
Bruchsal und Bretten, und von da gegen die damalige Residenz  
der untern Markgraffschaft, gegen Durlach. Ein Professor des  
berühmten Durlacher Gymnasiums, Namens Boch, ein Augen-  
und Ohrenzeuge, beschreibt den Verlauf der Zerstörung ausführ-  
lich. Ich will dir, lieber Leser, denselben nur in der Kürze  
mittheilen.

In Durlach stand der Oberstwachmeister v. Schilling mit  
250 Mann Besatzung, als die Franzosen am 31. August Mor-  
gens von Bretten her vor der Stadt erschienen und dieselbe von  
allen Seiten umringten. Der Befehlsherende ließ sogleich die  
nordöstlich gelegene Blumenthorvorstadt abbrennen, damit sich der  
Feind darin nicht festsetzen könnte. Den ganzen Tag bis Abends  
7 Uhr wurde ohne besondern Erfolg hin und her gefeuert, und  
Nachts um 12 Uhr vom 3. auf den 4. August ward der Ver-  
trag der Uebergabe geschlossen und das Blumenthor sogleich in  
die Hände der Feinde gegeben. Die Bedingungen waren für  
Durlach eine unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade,  
denn der Markgraf hatte selbst erklärt, daß auf einen Entsatz  
nicht zu hoffen sei.

Um 5 Uhr früh des 4. August erschienen die ersten fran-  
zösischen Offiziere in der Stadt. Die kriegsgefangene Besatzung  
wurde in die Hauptkirche, die übrigen nicht geflüchteten Bewoh-  
ner, 4—500 an der Zahl, in den Schloßhof eingesperrt. Unter-  
dessen hielt der Feind seinen Einzug, und die Plünderung und

Verheerung von Stadt und Schloß nahm sogleich ihren Anfang. In der Krone hatte der französische Marschall Duras sein Quartier genommen, und alle Bitten und Vorstellungen, welche gegen weitere Zerstörung gemacht wurden, glitten auch bei ihm und seinen Offizieren ab an dem einfachen Ausspruch: So lautet unser Befehl. Obwohl Duras und der unter ihm stehende General von Charle keine gefühllosen Mordbrenner waren wie Melac, und das Leben der unglücklichen Einwohner ziemlich geschützt war, ja einzelnen, wie unserem Voch, sogar erlaubt wurde, etwas von ihren Habseligkeiten mitzunehmen, so war ihr Loos doch hart genug.

Das Volk war in der Schloßkirche und Türnitz den 5. Aug. über bewacht worden, wobei der Fall vorkam, daß General von Charle, als von seinen Soldaten mehrere der Plünderung wegen zu den Eingesperrten eingedrungen waren, selbst unter sie ging und die Plünderer eigenhändig tüchtig durchprügelte. Nachdem ein Jeder einen Laib Brod erhalten und noch 80 Gulden Geld unter die 400 Eingeschlossenen vertheilt worden waren, begann um 4 Uhr Abends am 5. August der Auszug durch das hintere Schloßthor unter dem Schutz einer Abtheilung von 15—20 Soldaten. Der traurige Zug, der vielfach auch aus Greifen, Weibern und Kindern bestand, bewegte sich langsam und betrübten Herzens vorwärts in der Richtung gegen Langensteinbach. Das erste Nachtlager wurde in dem Walde aufgeschlagen, und als am 6. früh die heimatlose Schaar der Ausgetriebenen den ersten Blick hinüberwarf auf die verlassene Stadt, stand dieselbe schon in vollen Flammen, welche so unaufhaltsam um sich griffen, so rasch ihr grausames Zerstörungswerk vollendeten, daß am Abend des 6. Aug. das Schloß, die Kirche, alle öffentlichen und Privatgebäude in eine rauchende Ruine verwandelt waren, und nur noch fünf bescheidene Häuser beim sogenannten Mauerloch an der Nordseite der Stadt von der Residenz der badischen Markgrafen übrig waren. So hatte auch hier der König, den seine Lobhudler den Großen genant haben, sich ein Denkmal in der Weltgeschichte gesetzt.

Und so zog sich vor und nach der Zerstörung Durlach's eine lange, ununterbrochene Feuerkette längs des Rheines und Schwarzwaldes durch das schwer heimgesuchte Rheinland hinauf über Pforzheim, Graben, Staffort, Grözgingen, Mühlburg, Ettlingen, Rastatt, Steinbach, Stollhofen, Kuppenheim, am 24. August Baden, dann Offenburg, Lahr, Gengenbach, Lichtenau, Oberkirch und viele andere größere und kleinere Ortschaften des

Van  
eben  
dur  
Van  
fort  
richt  
und  
trüm  
dem  
ein  
Gai

168  
schl  
nur  
und  
gebe  
dur  
der  
die

am  
Seg  
der  
Lau  
dar  
frie  
ihre

eine  
hier  
Bä  
Gli  
We  
mei  
Str  
schr  
jene  
Gri  
lose  
für

Randes. Wo du heute noch wandelst durch die gesegnete Rheinebene, oder durch die rebenumkränzten Borhügel unserer Berge, durch Städte und Städtlein, oder jetzt blühende Dörfer der Landschaft, da berichten dir die Sagen, die von Mund zu Mund fortleben unter dem Volke, da verkünden dir Chroniken und Berichte, Kirchen- und Gemeindebücher, gerettet oder verstümmelt und zerstört in jenen verhängnißvollen Tagen, da zeugen dir trümmerbedeckte Berghalden und eingestürzte Stadtmauern von dem Kriege, den vor bald 200 Jahren ein christlicher König, ein als fromm und heilig gepriesener König, in den deutschen Gauen geführt hat.

Acht Jahre lang wurde noch nach dem traurigen Jahre 1689 der erbitterte Krieg fortgesetzt. Der im Jahre 1697 geschlossene Frieden zu Ryswyk brachte die Schwerter, wenn auch nur für kurze Zeit, in die Scheide. Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg mußten zwar an das deutsche Reich zurückgegeben werden, aber Millionen waren als Kriegsgelder, Millionen durch Verheerung und Brand dem deutschen Reiche verloren, und der französische König bekam für seine grundlosen Ansprüche an die Pfalz noch 700,000 Gulden Entschädigung.

Die Wunden, auch die nach jenen Tagen noch dem Volke am Rhein geschlagenen, sind allmählig vernarbt und geheilt. Der Segen eines vierzigjährigen äußeren Friedens hat sie geschlossen, der Geist der neueren Zeit hat uns gelehrt, daß, was einst die Launen ehrgeiziger Könige gesündigt, nicht eingeschrieben werden darf in das Schuldbuch der Völker, ja daß diese auf dem Felde friedlicher Entwicklung, auf dem Kampfplatz geistigen Wettstreites ihre unverwelklichsten, ihre gesegnetsten Lorbeeren zu erndten haben.

Aber es greift in das Leben der Könige wie der Völker eine leitende, eine segnende und züchtigende Gotteshand, und auch hier bewährt sich das unvergängliche Gotteswort, daß er der Väter Sünden straft an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Es soll und kann zwar der Mensch diese oft verborgenen Wege göttlichen Strafgerichts nicht enthüllen, aber dennoch ist es meinem gutdeutschen Herzen immer fast wie solch' ein göttlich Strafgericht erschienen, daß gerade 100 Jahre nach der himmelschreienden Mißhandlung des armen unschuldigen Volkes am Rhein jenes mit solcher Schuld beladene Königsgeschlecht dem empörrten Grimm seines eigenen Volkes erliegen, daß gerade der schuldloseste unter Ludwig's des Vierzehnten Urenkeln als Sühnopfer für der Väter Schuld auf dem Blutgerüste büßen mußte.

## Windfried Bonifazius.

Windfried Bonifazius, der Apostel der Deutschen, war eines Bauers Sohn und um das Jahr 680 in England geboren. Im Kloster zu Exeter erzogen, erhielt er im 30. Jahre die Weihe des Priesters. Den größten Theil Europa's bewohnten damals heidnische Völker. Thatkräftig blühte das Christenthum aber in England. Dort trat ein Kreis begeisterter Männer zusammen, auszugehen nach dem Beispiele der Apostel und unter die in der Finsterniß des Götzenglaubens versunkenen Völker das reine Licht des Evangeliums zu tragen. Nach Holland gingen Swibert, nach Schweden Siegfried, in Süddeutschland waren früher schon Kilian in Franken, Emeran in Baiern, Gallus in Schwaben wirksam. Nach Norddeutschland zog Bonifazius. Er begann sein Apostelamt 717 bei den wilden Friesen; mußte aber nach unsäglichen Gefahren unverrichteter Sache im nachfolgenden Jahre nach England zurück. Dort machten ihn die Brüder seines Klosters zu ihrem Abte. Aber weder die amtliche Würde, noch die Erinnerung an die erlebten Gefahren konnten des Bonifazius frühern Vorsatz erschüttern. Er erlernte die Idiome (Eigenthümlichkeiten) der deutschen Volksstämme, zog von allen Seiten Erkundigungen über ihre Sitten, Lebens- und Vorstellungsweisen ein, und als er sich zu seinem Vorhaben in Allem vorbereitet fühlte, legte er die Abtswürde nieder, ergriff den Pilgerstab und wanderte nach Rom, sich den päpstlichen Segen zu seinem Apostelberufe zu holen. Gregor II. ertheilte ihm förmlich Vollmacht, das Evangelium allen Völkern Germaniens zu verkündigen. Hierauf zog Bonifazius durch Tyrol und Franken unter das Volk der Thüringer, und mitten in ihren finstern Waldgründen, unweit Gotha, bei Altenberge, pflanzte er, 719, das Zeichen Christi auf. Unter den furchtbarsten Gefahren und Verfolgungen der heidnischen Priester erwarb sich die Wahrheit seiner Rede und der Mann, der sie verkündete, Freunde, und ehe drei Jahre vergingen, stand das siegende Kreuz auf den Zinnen aller Berge, und Kapellen und Kirchen erhoben sich, wo man in heiligen Hainen den umgestalteten Götzen blutige Opfer gebracht hatte. Wieder ging Bonifazius nach Rom, Rechenschaft abzulegen von den Erfolgen seiner Apostelwirksamkeit, und der Papst erhob ihn zum Bischof. Nach seiner Rückkehr vollendete er im Hessenlande das Bekehrungswerk und dehnte es bis tief in Westphalen aus; überall stiegen die Götzen von den Bergen nieder, und an ihrer

Stell  
des  
Eng  
als  
und  
Bist  
dete  
und  
burg  
weih  
ihn  
ster  
word  
christ  
der  
um  
Geist  
zu p  
geiste  
Deut  
nifaz  
geble  
von  
nur  
Evan  
Berg  
det;  
wäre  
er, r  
stab  
dort  
Bere  
er de  
als  
unwe  
heidn  
ersch  
befehl  
sie se  
truge  
zu E

Stelle christliche Kapellen und Klöster empor. Zur Förderung des Befehrwertes berief Bonifazius Mönche und Lehrer aus England; der Papst überschickte ihm 722 das Pallium (den Mantel) als Erzbischof, ernannte ihn zum Primas von ganz Deutschland und gab ihm Vollmacht, überall, wo er es zweckmäßig glaube, Bisthümer einzurichten und Bischöfe einzusetzen. Bonifazius gründete hierauf 4 Bisthümer: für Thüringen Erfurt; für Hessen und Westphalen Barnburg (Paderborn); für Franken Würzburg; für die Pfalz Eichstädt. Nach Karl Martell's Tode weihte er Pipin zum König der Franken, und der Papst rief ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz. Aber sein liebster Aufenthalt blieb immer Fulda, wo er die so berühmt gewordene, nachmals gestiftete Abtei da gründete, wo er die erste christliche Kirche im Rattenlande gebaut hatte. Nach der Weise der Apostel Jesu machte Bonifazius jährlich große Rundreisen, um sich selbst von dem Zustande jeder Diözese zu überzeugen, die Geistlichen in Provinzialsynoden zu versammeln, mit ihnen Rath zu pflegen und sie für die rechte Ausübung ihres Berufs zu begeistern. Achtmal vereinigte er die gesammte höhere Geistlichkeit Deutschlands in feierlicher Kirchenversammlung. Schon stand Bonifazius im Spätabend des Lebens; die Jahre hatten seine Locken gebleicht; die goldene Erndte seiner Lebensausfaat sah er prangen von einem Ende Deutschlands zum andern; er war sehr glücklich; nur Eins bekümmerte ihn, immer wiesen die wilden Friesen das Evangelium zurück und beharrten in der Verehrung ihrer Götzen. Vergeblich hatte er zu verschiedenen Malen ihnen Lehrer zugesendet; keiner kehrte wieder. Da schien es dem edeln Greise, als wäre sein Werk nicht ganz vollbracht, und entschlossen tauschte er, nachdem er Verweser seines Amtes eingesetzt, den Erzbischofsstab mit dem Wanderstab und pilgerte nach Friesland, Christus dort selbst zu verkündigen. Schon hatte seine unbezwingliche Beredtbarkeit viele Tausende bekehrt. Von Ort zu Ort verpflanzte er das Kreuz; bald sah er sich dem Ziele seines Strebens nahe, als er das seiner irdischen Wanderung erreichte. Bei Doctum, unweit Leuwarden, wurde 755 Bonifazius von einem Haufen heidnischer Friesen überfallen und sammt allen seinen Begleitern erschlagen. Aber kaum war die That ruckbar, so strömten die bekehrten Friesen herbei, bemächtigten sich der Leiche und führten sie feierlich nach Utrecht. Hier wurde sie eingesargt, und Priester trugen von da die irdische Hülle des großen Apostels von Station zu Station bis nach Fulda, wo man sie in der Stiftskirche, im

Grabgewölbe (der Krypta) beigesetzt. Bonifazius hatte dasselbe sich selbst zur Ruhestätte erbaut und oft geäußert, sterbe er wo anders, möchte er doch hier begraben sein. Noch heute ruht seine Asche da, heilig geachtet und unangetastet von den Stürmen 11 langer Jahrhunderte.

### Der kranke Kaiser.

Kaiser Karl der Große, der unsterbliche deutsche Kaiser, ist in der Domkirche zu Aachen, die er gebaut, in einem schlichten Grabe, sitzend auf einem Stuhle, beigesetzt. Warum dem großen Kaiser ein so schlichtes Grab beschieden, darüber erzählt die Sage Folgendes:

Des Kummers Schweigen waltet im Palast.  
Der Kaiser sitzt todtkrank auf seinem Sessel,  
Halbschlummernd bald, in der Ermattung Fessel,  
Bald ruhelos von Fiebergluth erfaßt.

Den Schmerzensblick zur Seite halb gewandt,  
Steht Eginhard und läßt die Thränen fließen.  
Die Kinder knien zu des Vaters Füßen;  
Auf ihren Häuptern zittert seine Hand.

Da tritt ein Bote rasch in das Gemach.  
„Zum Kaiser hat der Meister mich gesendet,  
Zu künden, daß des Münsters Bau vollendet.  
Der Hammer that am Thor den letzten Schlag.“

Mit Jugendkraft hebt Karl sich grad' empor.  
„Der Himmel hat belohnet mein Vertrauen!  
Was ich begann, soll ich beendigt schauen.  
Auf, Kinder! folgt mir an des Tempels Thor!“

Bergebens ist der Liebe flehend Wort,  
Bergebens will des Arztes Sorg' ihn halten;  
Er schlägt um seine Brust des Mantels Falten  
Und schreitet eilig aus dem Schlosse fort.



dasselbe  
be er wo  
ruht seine  
irmen 11

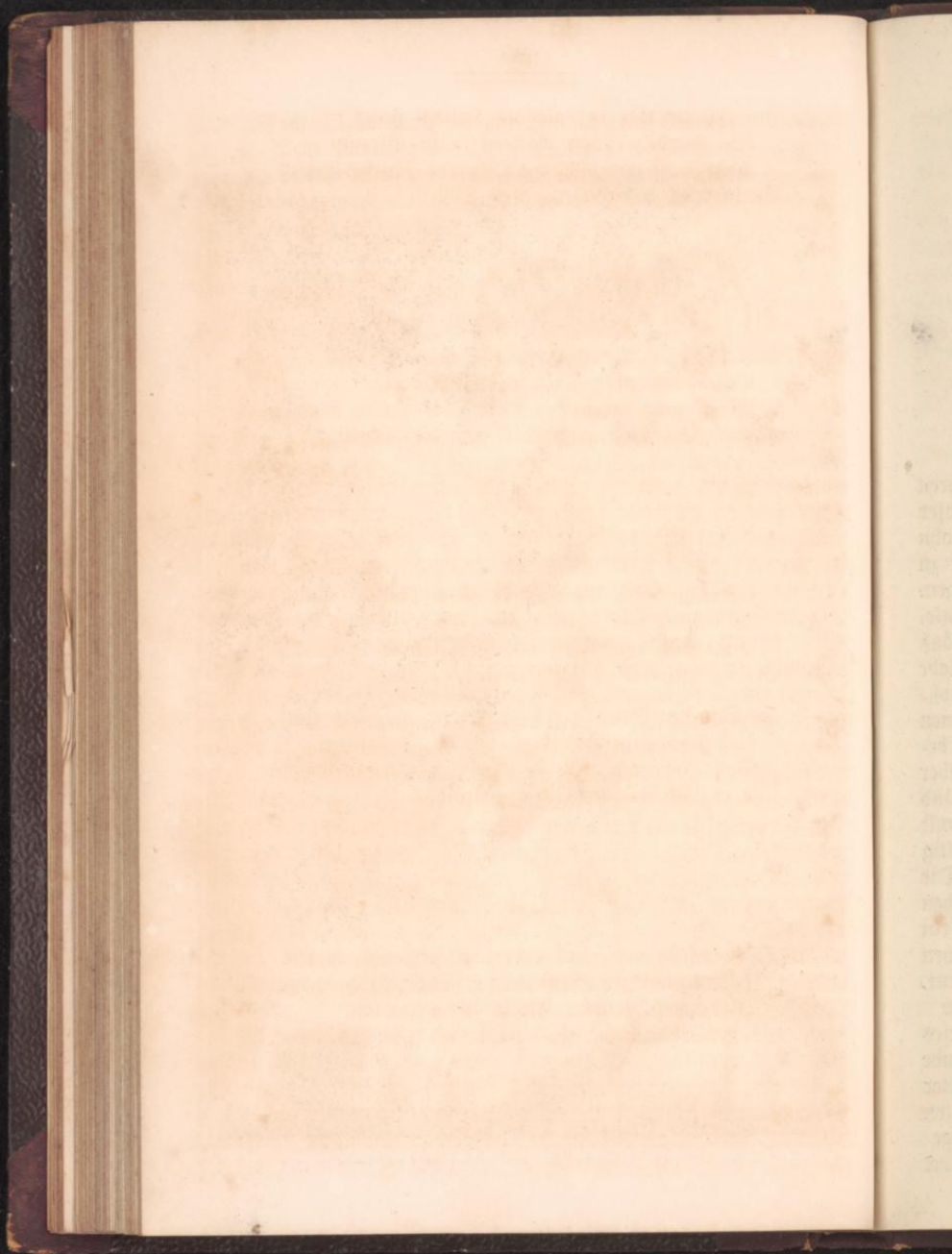
ge Kaiser,  
schlichten  
m großen  
die Sage

el,

ent



Der kleine Taugenichts und der grosse Bösewicht.



Im Jänner war es, als des Kaisers Fuß  
 Hin wandelte durch Nachens weiße Straßen.  
 Nicht Frost und nicht des Ostwinds scharfes Blasen  
 Veränderten des Heldengreises Schluß.

Er steht am Dom. Sein flammend Auge schaut  
 Voll Stolz die Pyramide seines Ruhmes.  
 „Hier will ich ruh'n! Im Schooß des Heiligthumes  
 Sei mir ein prachtvoll Monument erbaut!“

Die Sonne sank. Ihr letzter Schimmer trifft  
 Beleuchtend einer Tafel eh'nes Funkeln.  
 „Was steht darauf? — die alten Augen dunkeln.  
 Komm', Eginhard, und deute mir die Schrift!“

Der liest: „Dies Münster baut' ein edler Held,  
 Der große Karl, der mächt'ge Herr der Franken,  
 Ein Gideon, vor dem die Götzen sanken,  
 Dem Christenthum ein zweites Licht der Welt!“

„Ja, schön! Ein Denkmal, meinem Ruhm geweiht!  
 Unsterblich hier durch meiner Thaten Ehre,  
 Unsterblich dort durch meines Heilands Lehre,  
 Erringe zwiefach ich die Ewigkeit!“

So ruft der Greis. Ach! krank ist auch sein Herz,  
 Und krank sein Haupt im wilden Fieberfeuer.  
 Voll Hochmuth blickt er nach des Dom's Gemäuer  
 Und auf der blanken Tafel preisend Erz.

„O Vater, lieber Vater, keh' zurück!“  
 Während wendet Karl die hohen Glieder. —  
 Da stürzt die Tafel am Portale nieder  
 Und liegt am Grund zerschmettert, Stück bei Stück.

Der Kaiser stand, das Haupt gesenkt, und sprach:  
 „Das war die Hand des Herrn! Er hat gerochen,  
 Was ich in frevelm Uebermuth gesprochen!  
 „Führt mich nach Haus! — Ja, ich bin krank und schwach!“

Auf seinem Stuhl in här'nem Bußgewand  
 Saß Kaiser Karl, unringt von seinen Söhnen:  
 „Merkt's Euch! die Demuth will der Himmel krönen,  
 Doch eitle Hoffart beugt der Allmacht Hand.

„Auch Fürstenwürd' ist nur gelieh'n vom Herrn;  
 Sein Werkzeug seid Ihr, Völker zu beglücken.  
 O laßt Euch nie des Schmeichlers Trug berücken  
 Und hört des Freien freie Rede gern!“

Es war sein Abschiedswort. Zur Gruft hinab  
 Trug man ihn bald, er ward beklagt von Allen.  
 Schlicht ist sein Denkmal in des Münsters Hallen, —  
 Der große Kaiser wolt' ein kleines Grab.

### Der kleine Taugenichts — und große Bösewicht.

In einem rheinischen Dorfe lebte vor etwa dreißig Jahren der Schneidermeister Müller, der hatte einen Sohn von böser Gemüthsart. Da wäre es nun Vaterpflicht gewesen, den Sohn in scharfe Zucht zu nehmen; allein der Alte hatte, wie er zu sagen pflegte, seinen Spaß an dem schlaun und pfißigen Jungen. Wenn die Großmutter, die ein eigenes Kämmerchen bewohnte, ihr Mittagsschläfchen hielt, so konnte man darauf wetten, daß der kleine Hans wie eine Kage herangeschlichen kam, die Tischlade öffnete und die Zuckerdose bemauf'te. Klagte dann die Großmutter wohl bisweilen, so lachte Meister Müller über seinen pfißigen Sohn. Aber auch die eigene Mutter wußte er zu bestehlen. Diese hatte im Keller Aepfel liegen, aus Vorsicht aber die Thüre verschlossen, weil sie ihr Hänschen zu gut kannte. Und dennoch kamen täglich Aepfel weg. Hans hatte sich eine Stange mit einem spitzen Nagel angeschafft, vermittelt welcher er die sorgfältig verwahrten Aepfel durch das Kellerfenster zu spießen verstand. Die Mutter kam hinter diese Kniffe, klagte es dem Vater, der vor Lachen sich fast wälzen wollte über seinen klugen Sohn. War es da ein Wunder, daß der kleine Taugenichts in seinen schlechten Streichen immer weiter ging? Bald war er in der ganzen Nachbarschaft bekannt, und in der Schule wollte zuletzt Keiner mehr neben ihm sitzen.

Wir wollen natürlich nicht alle schlechten Streiche dieses Knaben hier aufzählen, denn daran kann ja Niemand Freude haben; nur so viel müssen wir bemerken, daß er mit dem Alter an Bosheit immer zunahm, und immer schlauer seine schlechten Streiche zu verheimlichen wußte. Nun war er so weit herangereift, daß er ein Handwerk lernen sollte. Zu seinem Unglück

wäh  
sam  
ihm  
die  
Lehr  
begr  
und  
Sch  
der  
stan  
bald  
Kor  
bald  
Kein  
mä  
zu l

Wer  
die  
dem  
wur  
jell  
Lebe  
den  
eine  
groß  
Wa  
hatt  
in  
nach  
drü  
blin  
an  
Taf  
lich  
—  
des  
er  
gan  
Ber  
jaß,

wählte er das Schlosserhandwerk. Er war ein fleißiger, aufmerksamer Lehrbursche, und sein Meister war außergewöhnlich mit ihm zufrieden, denn er konnte ihm schon nach sechs Monaten die schwierigsten Arbeiten anvertrauen. Er hatte nie einen solchen Lehrburschen gehabt, der mit solcher Leichtigkeit das Handwerk begriffen hatte. Die schwierigsten Schlösser lernte er verfertigen; und wenn wo ein Schlüssel verloren gegangen war, und der Schlosser mit seinen Instrumenten kommen mußte, da brauchte der Meister nur seinen Lehrburschen Hans zu schicken, der verstand es bald, jedes Schloß zu öffnen. Auffallend wurde es bald hier, bald dort, daß zwar aus den geöffneten Schränken, Kommoden u. s. w. nichts weggenommen war, daß man aber bald diesen und bald jenen Gegenstand aus dem Zimmer vermiste. Kein Verdacht ruhte auf dem Schlosser-Lehrling; brave Dienstmädchen wurden nicht selten beschuldigt, dieses oder jenes entwendet zu haben.

Selten bleibt aber ein Laster allein; das Sprichwort sagt: Wer dem Teufel einen Finger reicht, dem nimmt er nicht nur die Hand, sondern den ganzen Menschen dazu. So ging's auch dem Hans. Von Kindesbeinen war er ein Dieb gewesen; später wurde er ein Spieler, ein Betrüger, trieb sich in schlechten Gesellschaften herum, und dennoch mußte er lange seinen schlechten Lebenswandel zu verheimlichen. Er besuchte die Sonntagschule, den Gesellenverein; brachte dann und wann einige Groschen zu einem milden Zwecke dar, wodurch er sich bei gewissen Leuten großes Zutrauen erwarb. Doch der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Und so ging's auch dem Johann. Einst hatte er bei einer vornehmen Dame einen Sekretair zu öffnen, in welchem kostbare Sachen enthalten waren. Seine Begierde nach diesen Schätzen wurde so stark, daß er sie nicht zu unterdrücken vermochte. Die Dame stand aber hinter ihm; in seiner blinden Leidenschaft gab er ihr einen Schlag mit dem Hammer an den Kopf, daß sie zusammenstürzte. Jetzt füllte er seine Taschen mit den werthvollen Gegenständen und entfloh. Natürlich mußte diese Gräueltthat bald an das Tageslicht kommen, und — da die Dame an dem Schlage gestorben war, so wurde Johann des Raubmordes wegen angeklagt. Als man ihn ergriff, hatte er die sprechendsten Zeugnisse des Raubes noch bei sich. Die ganze Stadt hatte in dem sonst so fleißigen Burschen einen solchen Verbrecher nicht vermuthet. Als er deshalb auf der Anklagebank saß, hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden. Der Präsident

hielt eine ernste Rede an die Geschwornen, und da er sich nach der Erziehung des Burschen erkundigt hatte: so zeigte er, wie vielleicht aus diesem jugendlichen Verbrecher ein brauchbarer Mensch hätte werden können, wenn die väterliche Zucht zur rechten Zeit eingetreten wäre. Bei diesem Wort entfuhr einem Zuhörer das Wort: „Ich allein bin schuldig!“ — Als man die Person herbeibrachte, die diesen Ausruf gethan, war es der alte Schneidermeister Müller. Um die Bedeutung seines Ausrufs gefragt, erzählte er, wie er an den ersten Jugendstreichen des Hans stets seine Freude gehabt, wie er ihn nie bestraft über kleine Unredlichkeiten, und daß er jetzt darin den Grund erkenne, daß aus dem kleinen Taugenichts ein großer Bösewicht geworden sei.

Johann Müller konnte nichts gegen die Anklage erwidern, denn die Thatfache lag klar am Tage. Er wurde, mit Rücksicht auf seine Jugend, zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt. Nach dem Urtheilspruche erhob sich der Präsident und zeigte in einer längeren Ansprache an das Publikum, wie wichtig die Jugend-Erziehung überhaupt, im Besondern aber schon in den ersten Jugendjahren sei. Er bat alle Eltern, an diesem traurigen Beispiele ein warnendes Exempel zu nehmen und das Wort des alten Sirach zu beherzigen: „Wer sein Kind lieb hat, der strafet und züchtiget es.“

Der alte Schneidermeister Müller starb bald darauf aus Kummer und Gram. Was aus seinem Sohne geworden ist, das wissen wir nicht.

### Die Lerche des Auswanderers.

Manchem hat es wohl schon wie ein Messer durch das Herz geschnitten, wenn er zum letzten Male am Ufer seiner Heimath stand, noch einmal zurückschaute auf das Land seiner Kinderpiele, seines Jugendhoffens, wo eine ganze Welt hinter ihm versank. Wie der Tod, das Verschneiden, nichts Anderes als eine weite Reise, ist ein solches Scheiden auch eine Art von Sterben. Das mochten Patterson und sein Weib jetzt fühlen, als sie an Bord des nach Quebeck segelnden Handelsschiffes traten. — Es war ein armer Schuhflicker im reichen London. Nichts wollte ihm glücken. Kunden mangelten, die Kosten in der großen Stadt für den kleinen Haushalt ließen sich nicht erschwigen — es ging immer mehr zurück. Man schrieb damals 1834. „Elisabeth,“ — sagte

der Mann — „willst Du mir folgen, auch über das Meer, auch wenn wir bis in Kanada das Glück suchen müßten?“ — Sie nickte mit dem Kopfe, und sah ihn lange und fest an aus ihren klaren blauen Augen. Darin stand zu lesen: „Henry, da, wo Du bist, bin ich überall daheim.“ — Die schmale Baarschiff, die gerade ausreichte, um die Ueberfahrt zu zahlen, war schnell zusammengerafft. Leicht geht der Arme auf die Wanderschaft im Leben, und aus dem Leben. Er hat nicht Viele, die ihm den Scheidegruß nachrufen. Aber wer es thut, der thut es aus voller, warmer Seele.

Der Schuhflicker ließ einen Freund zurück unter so viel hunderttausend Menschen; einen trauten Freund, etwas minder arm als der ehrliche Meister selbst, einen Vogelfänger, Charles Nash geheißten, allen Liebhabern von Vögeln in der Hauptstadt an der Themse wohlbekannt. „Wenn der Henry durchaus fort muß,“ — meinte Freund Nash — „wenn ich nicht mit ihm kann, so soll er doch nicht allein sein in dem fremden Welttheile, soll Etwas von mir mitnehmen, mein Liebstes, das ich weiß.“ — Die beste Lerche Altenglands muß es sein. Er musterte sein Vogelhaus. Keine ist ihm gut genug. Da macht er sich auf, um draußen auf dem Lande sein Wundervöglein aufzuspüren. Glückselig kommt er mit der Beute zurück. Er eilt an das Pförtchen des Schuhflickers. Aber da hilft kein Klopfen. Es bleibt verschlossen und stumm. Eben ging das Schiff unter Segel. Nash läßt sich nicht irre machen, steigt in ein Dampfsboot, folgt dem Schiffe, und trifft es bei Gravesend.

Patterson und seine Elisabeth standen auf dem Verdeck unter vielen, vielen Familien von Auswanderern; unter Männern, Frauen, Greisen, Kindern: Kinder, die noch kaum Zeit gehabt hatten, auf dieser Halbkugel die Sonne zu sehen, und die Luft zu trinken; Greise, die kaum noch Zeit haben konnten, auf der andern Halbkugel die Sonne zu sehen, und die Luft zu trinken. Ringsum lauter hoffende oder verzweifelte Gesichter. Henry und sein Weib schauten zum letzten Male hinüber nach der für immer verlassenen Küste, dem grünen Eilande, nach ihrer Wiege, welche die Meereswellen zu schaukeln schienen. „Fahr' wohl! du heißt doch Vaterland, und hast nicht ein Fleckchen für uns, nicht eine Stelle, wo wir rasten können, von der man uns nicht vertreibt. Du heißt Vaterland! und wir müssen über die See, um die Scholle zu finden, wo wir im Leben und Sterben unser Haupt hinlegen dürfen! Aber die Erde ist ja überall Gottes, also überall Vaterland.“

In diesem Augenblick kam der kleine Nachen, den Nash gemiethet, an das Schiff heran. „Henry“ — schreit er hinauf, und steigt zwei Stufen an der Strickleiter empor — „Henry! ich bringe Dir einen Vogel, einen rechten Sänger; er wird hoffentlich die Stimme auf dem Meere nicht verlieren.“ — Patterson klettert die Leiter herab, streckt den Arm aus und nimmt die Lerche. Zwei große Thränen rollen ihm über das bleiche Gesicht herüber.

Elisabeth winkt mit ihrem weißen Tuche, bis das Rählein, das die einzige treue Seele für dieses Leben entführt, verschwunden ist, der letzte schwarze Punkt am Horizont. „Wir wollen sie Charlotte heißen“ — sagte Patterson — „zu Ehren meines treuen Charles.“ — Wie ein Kleinod tragen sie das Vögelein über die Fluth. Es ist ihnen Heimath auf der Wasserwüste; ist ihnen eine Hoffnung — der Vogel des Morgens, der Zukunft, der mit seinen hellen Wirbeln hoch im Himmelblau der Tagwache schlägt. Sonst durchschneit die Lerche mit glänzenden Schwüngen den Aether; jetzt schiffte sie an einem Menschenherzen über das unbekannt wallende Meer, das in seinem friedlichen Azurspiegel wie ein anderer Himmel sich hinbreitet.

Aber schon hat der Sturm sich aufgemacht. Mit seinen mächtigeren schwarzen Riesenslügeln jagt er das arme unermüdlige Schiff, das mit so viel Menschenfreude und Jammer beladen ist. Es strandet im Sankt-Lorenzobusen. Die Schiffbrüchigen mühsen sich durch Schwimmen retten. Auch Patterson kam so an das Land, mit allen seinen Lieben, mit seiner Elisabeth, und mit der kleinen gefiederten Freundin. Sein Weib trug er im Arme; die Lerche hatte er dadurch am Leben erhalten, daß er sie in einem alten Strumpfe zu bergen gewußt. Nichts war ihm geblieben von seiner kleinen Habe.

Unser treues Kleeblatt erreichte das Städtlein Toronto. Bald brachte es der fleißige Schuster so weit, daß er an der Ecke der Königsstraße eine Bude miethen konnte, welche zwar nicht groß, aber die erste und besuchteste ist. Sie liegt gegen Mittag. Patterson schlug einen Nagel in die Vorderseite, und allmorgentlich, bevor er sich auf sein Bänfchen an das Tagewerk setzte, hing er ganz sorgsam an diesen Nagel einen demüthigen Käfig, mit Eisendrahtgitter und Decke von Eichenholz. So oft der Meister es sich verschaffen konnte, legte er ein Schöllchen Erde mit etwas Grashalm hinein. Da hatte die Lerche freilich nur kargen Raum, konnte bloß von ihrem Stänglein auf den Boden, und vom Boden wieder auf das

Stä  
lich  
Nä  
stre  
das  
Hei  
Sä  
kau  
nen  
Sch  
We  
doch  
ihm  
Nid  
dor  
der  
mide  
zu

wel  
ferr  
der  
Her  
Flu  
stal  
selb  
den  
ihn  
Rei  
lau  
schē  
erh  
fess  
sah  
Na  
sach  
De  
es  
hal



en Nash  
er hinauf,  
„Henry!  
er wird  
— Pat-  
d nimmt  
as bleiche

Rähnlein,  
erschun-  
ir wollen  
ren mei-  
as Böge-  
ferwüste;  
Zukunft,  
Tagwache  
schwinger  
über das  
zurspiegel

it seinen  
ermüdliche  
laden ist.  
gen müs-  
kam so  
beth, und  
g er im  
aß er sie  
war ihm

to. Bald  
Ecke der  
roß, aber  
Patterson  
bevor er  
anz sorg-  
rahtgitter  
verschaffen  
m hinein.  
bloß von  
auf das

Stänglein hüpfen. Sie that es auch stundenlang, tanzte gar fröhlich auf und ab, tauchte zuweilen den kleinen Schnabel in das Näpfcchen voll frischen Wassers, sprang auf ihren Sitz zurück, und streckte ihr Schnäblein zu Himmel und Sonne empor, welche durch das Gitter glänzten. Da kam wohl ein Schney über sie, ein Heimweh nach den reinen freien Risten, in die sich sonst die kleine Sängerin jubelnd schwang, im Frühlichte sich badend, wenn es kaum noch die höchsten Bergwipfel röthete. Sie streckt den kleinen Hals, neigt ihr Köpfcchen, und läßt unter leisem Beben der Schwingen das Lied ertönen, das den jungen Tag begrüßt. Wenn er auch auf einer andern Erdseite erwacht, sie kennt ihn doch, sie liebt ihn doch, die kleine Choristin des Lenzes; streut ihm ihre Melodien entgegen, von denen die Wälder Kanada's Nichts wissen, denn es fehlt ihnen an gesangreichen Aehlen; die dortigen Vögel, in Gefieder von brennender Farbenpracht gekleidet, sind, wie alle sehr geputzten Leute, stumm oder leer plaudernd. Die Natur in Amerika kennt jene Harmonieen nicht. Man möchte sagen: es wird ihr nicht wohl oder weh genug, um singen zu müssen.

Unserer Verche aber war es wohl und weh, und wohl und weh war auch bei ihrem Sange den Auswanderern. Nur wer fern vom Vaterlande, durch Meer von ihm getrennt, einsam in der Fremde geweint hat, kann fühlen, „wie das Verchenlied in die Herzen drang, die bei seinem Schmettern wieder auf der heimischen Flur zu sein glaubten, bei dem väterlichen Kirchthurme, den Gestalten verlassener Jugendgenossen, den trauten Bäumen, den selbstgepflegten Blumen.“ Wie oft haben Elisabeth und Henry den guten Nash gesegnet! die Verche war all' ihr Trost. Sie war ihnen aber auch ein Schatz an zeitlichem Gute. Jung und Alt, Reich und Arm, strömte an die Bude, um dem Wunderdinge zu lauschen. Männer und Frauen, zu Pferde und zu Fuß, Geschäftsleute und Müßiggänger, sogar wer frühstücken oder Geld erheben wollte, — blieb, wie von einem geheimen Zauber gefesselt, vor dem unscheinbaren Käfige stehen. Das Vöglein versah dankbar seinen Meister überflüssig mit Kundschaft. Hat Pathe Nash nun das Rechte getroffen? Der Arme gibt immer hundertfach — weil er mit dem Herzen gibt. Das Liebesgeschenk der Demuth führt vom Himmel ganz besondern Segen mit, denn es ist ein sichtbar gewordenes Gebet.

Selbst der Gouverneur ließ seinen Wagen an der Straßenecke halten, weil Amt und Würden ihm doch nicht recht gestatteten,

sich unter die bunten Haufen der Zuhörer zu mischen. Unter ihnen nahte auch der Verfucher dem wackern Schuster. Dreimal bot man ihm glänzende Summen für den Verkauf seiner Kammerfängerin Charlotte, und dreimal wies Patterson — während er den Klopfer auf das Oberleder fallen ließ, und mit beiden Armen seinen gewichsten Faden kräftig auszog — das lockende Geld zurück, das er gar wohl hätte brauchen können. Seine Elisabeth sah ihm dafür noch einmal so freundlich in das Gesicht. Sie wollte lieber ihr Vöglein, als volle Kisten und Schränke haben. Die Lerche gehörte nun einmal zur Familie. „Sie ist unser Kind,“ — sagte der Mann — „wir haben durch sie unsere Heimath wieder.“ — Und die Frau setzte hinzu: „Wer ein Geschenk von treuer Hand freiwillig weggibt, begibt sich eines Segens.“

Aber an einem trüben Oktobertage 1837 sah man die Laden der Bude zu ungewohnter Stunde geschlossen, und die Leute wunderten sich, daß der fleißige Schuster heute so früh Feierabend machte. Ja, der Meister ruhte von seinem Tagewerk. Da lag er bleich und blutig hingestreckt, der sanfte, friedliebende Henry. Ein ungeschickter Jäger hatte mit einem aus Versehen losgegangenen Flintenschusse ihn getödtet. Der arme Auswanderer war nun in sein Vaterhaus heimgekehrt. Der Morgengefang seiner Lerche im letzten Frühlinge war Patterson's Abendlied geworden. Elisabeth faltete die starren Hände, und drückte einen letzten Kuß auf die kalte Stirn. Sie war nun nirgend mehr daheim auf dem ganzen großen Erdball, seit ihr Henry fort. Fort ohne sie, und sie ist ihm doch über das Weltmeer gefolgt! Ihr kam es oft vor, als sei er nur nach Europa gegangen, und sie müßte ihm nach, und könne ihn in England wieder finden, in der elenden, schwarzgeräucherten Bude, wo sie doch so glückliche Tage gelebt; denn sie meinte jetzt, es hätte ihr nie etwas gefehlt, so lange Henry nur bei ihr gewesen, und es werde ihr nimmermehr wohl werden, seit er nicht mehr da. Sie wollte den liebenden Schlafenden so gut als möglich in die Erde betten. Das verschlang den letzten Pfennig. So hilflos und schwach blieb die Wittve zurück, daß sie, um nicht sammt ihrem Vöglein zu verhungern, sich von ihm trennen mußte. Elisabeth hatte jetzt Nichts mehr zu verlieren. Sie war an einem ganz andern Heimweh krank, als früher. Ihr Henry hatte das treue Herz bald nachgeholt.

Der Gouverneur Sir Fr. Heade kaufte die Lerche. Drei Monate lang war sie bei ihm, ohne daß er auch nur einen Ton

von  
wol  
sind  
sche  
nich  
ihre  
zu  
das  
sein  
fleiß  
silb  
sein  
Ma  
der  
san  
Che  
entf  
an  
Mu  
Kün  
Si  
das  
rück  
ihre  
glän  
ein  
der

Se

erf



ungefähr 100 Jahre früher in Altenburg verübten Prinzenraube manche Aehnlichkeit hat.

Graf Hugo von Mansfeld war fast in demselben Alter, wie der jüngste Sohn des Grafen Günther XL. von Schwarzburg, Namens Albrecht — der Stifter der Rudolstädter Linie. — Er hatte seinen Vater zeitig verloren, und der Graf von Schwarzburg entschloß sich, auf dringendes Bitten seiner Vormünder, ihn zu sich zu nehmen, um, wie es in der Chronik heißt, von dem Lehrer, Magister Heinrich Molitor, zugleich mit seinen Söhnen in Gottesfurcht, freien Künsten und guten Sitten unterrichtet zu werden.

Der Ritter Jost Hake, ein unruhiger Kopf, der eben so unternehmend, als rachgierig war — hatte Forderungen an den Grafen von Mansfeld. Dieser war von dem Kaiser Karl um deswillen seiner sämmtlichen Besitzungen entsetzt worden, weil er dem Schmalfeldischen Bunde angehörte, und dem Kurfürsten Johann Friedrich Beistand geleistet hatte. Albrecht's Brüder weigerten sich, seine Schulden zu übernehmen — überließen jedoch den Gläubigern die Nutzungen von dessen Besitzungen, welche sie vom Kaiser erhalten hatten, um daraus nach und nach ihre Befriedigung zu erhalten. Jost Hake verschmähte es, sich in einen Konkurs oder auf ein gütliches Abkommen einzulassen. Er plünderte und brandschatzte mehrere Mansfeld'sche Unterthanen, führte bedrohliche Reden, und erklärte in einem an den Kurfürsten Moritz von Sachsen gerichteten Schreiben: daß er ein abgesagter Feind der Grafen von Mansfeld sei.

Theils um Rache zu üben, theils um sich in den Besitz eines Geißels zu setzen, beschloß er, den zwölf Jahre alten Grafen Hugo von Mansfeld von dem Sondershäuser Schlosse zu entführen.

In dieser Absicht verfügte sich Jost Hake an dem oberwähnten Tage mit Walter und Kurt von Willigen zu Kirchheim, Emrich und Wilhelm Dornberg zu Hausen, Gottschalk von Buchenau und noch zwei anderen Ritters, von denen jeder vier Reisige bei sich hatte, nach Sondershausen; woselbst, wie sie in Erfahrung gebracht hatten, der Graf Günther von Schwarzburg nebst seiner Gemahlin abwesend waren. Einige blieben nebst den Pferden in der Gegend des hinter dem Schlosse befindlichen Lohholzes zurück; die Uebrigen erstiegen das Schloß und kamen zuerst in ein Zimmer, worin die jungen Herren zu studiren pflegten; daraus nahmen sie verschiedene Kleidungsstücke und andere

Sachen mit, welche ihnen anstanden. Dann eröffneten sie eine Kammer, in welcher etliche Diener des alten Grafen schliefen. Unter Drohungen und Mißhandlungen nöthigten sie dieselben, kein Geschrei von sich zu geben und nahmen sie gefangen. Hierauf kamen sie in das Zimmer, in welchem der Graf Albrecht von Schwarzburg und Graf Hugo von Mansfeld nebst ihrem Instruktor, Heinrich Molitor, schliefen. Hache faßte diesen bei der Kehle und machte ihn, so wie die beiden Grafen, zu Gefangenen. Sie wurden in das zuerst erwähnte Zimmer gebracht, woselbst die Diener eidlich angeloben mußten, diese That bis zum Morgen nicht zu melden. Im Loh entließ man den Grafen Albrecht, den Magister Molitor und die Diener; den Grafen Hugo führte man aber mit hinweg.

Der Küchschreiber Johannes Höfler war inmittelst, da die Ausgänge besetzt waren, durch einen senkrechten, unten mit einer Oeffnung versehenen Kanal entkommen und hatte in der Stadt Lärm gemacht; die Glocken wurden geläutet, die Bürger liefen zusammen, man eilte zu Pferde der Hache'schen Rotte nach, konnte sie aber nicht erteilen.

Der junge Graf von Mansfeld wurde zunächst nach Herzberg, dann nach Buchenau, und zuletzt auf die Plassenburg gebracht. Man sprengte aus, „er sei gestorben“; und erst im darauf folgenden Jahre wurde er gegen ein Lösegeld von etlichen Tausend Gulden, wozu der Graf Günther von Schwarzburg einen Beitrag gegeben haben soll, wieder entlassen.

„Was aus Jost Hache und seinen Spießgesellen geworden, und ob die von ihnen verübte landfriedensbrecherische Uebelthat ganz ungeahndet geblieben sei“, darüber schweigen die Chronikensreiber, von denen namentlich Paul Jovius und Spangenberg die oben erwähnten Vorgänge umständlich berichtet haben.

### Von einem braven Studenten und seinen Reliquien.

Es zieht ein Bursch' gen Jexa hin,  
Mit klaren Augen, reinem Sinn;

Den Beutel voll, das Ränzle schwer,  
Kommt g'rad' vom Elternhause her.

Ihr meint, daß bei der Burschenschaft  
Er bald sein Hab' und Gut verpaßt.

Doch anders that's der Bursche mein,  
Der that sich zwar auch gerne freu'n;

Doch flieht er Trinkgelag und Braus,  
Bei Spiel und Raufen blieb er aus.

Er ließ selbst Mägdlein jung und schön  
Ganz unbeschaut vorübergeh'n.

Die Wangen blieben voll und rund,  
Und Herz und Sinn blieb ihm gesund.

Und als die Zeit vorüber war,  
Da fragte ihn die Burschenschaft:

„Wer hat, Philister, Dich bewahrt,  
Wer hat die Thaler aufgescharrt?“

„Dein Kopf ist voll, Dein Känzel schwer,  
Bei uns ist Kopf und Känzel leer.“ —

Der Bursche sprach: „Nach Christenart  
Hab' ich Reliquien mir bewahrt.

„Seht hier am Herz die Locke weiß,  
Die schnitt von seinem Haupt ein Greis.

„Mein Sohn,“ sprach er, „im fernen Land  
Bring' diesem Haar nicht Schmach, nicht Schand!“

„Das Bildlein seht, von einer Maid,  
Die längst mein liebend Herz gefreit.“

„Die Maid gab mir das höchste Glück,  
Doch sprach sie: „Kehre gut zurück!“

„Das Dritte, Burschen, seht Ihr nicht,  
Das war im Dunkel stets mein Licht.“ —

„Der Segen war's vom Mütterlein,  
Der hielt mir Herz und Sinne rein.“

(Anna von Füger-Rechtborn.)

### Von ungeheuer langen Würsten.

Was denkt der kleine Leser bei dieser Ueberschrift? Denkt er vielleicht an das kleine Prüf-Würstchen, welches ihm zu Theil wird, wenn im Hause ein Schwein geschlachtet wird? Oder denkt er an die langen Würste, welche hin und wieder — namentlich noch im Rheinlande — zur Fastnachtszeit ausgetheilt werden? — Der kleine Leser kann's nicht rathen, wovon ich erzählen will. Was ich aber hier mittheile, ist buchstäblich wahr und einer alten Chronik entnommen; der liebe Leser wird daraus lernen, wie Zeiten und Sitten, Volksfeste und Volksgebräuche sich bedeutend geändert haben.

„Es ist ein alter Gebrauch zu Königsberg in Preußen, wo er aber herkommen, kann man jetzt nicht wissen, daß die Fleischhauer eine sehr lange Wurst machen, dieselbe auf Neujahrstag durch die Stadt herum tragen, und dieselbe alsdann den Loßbeckern verehren.“

„Die lange Wurst, welche im Jahre 1558 von 48 Personen umhergetragen wurde, war 198 Ellen lang, eine zweite aber, im Jahre 1583, wurde von 91 Personen getragen, war 596 Ellen lang und wog 11 Steine weniger 6 Pfd., den Stein zu 40 Pfd. gerechnet, oder im Ganzen 434 Pfd. Die Fleischergesellen aber waren alle sauber angezogen, die weißen Hemden oben drüber. Der erste hatte das eine Ende der Wurst etliche Mal um den Hals gebogen und etwas hinabhängend, diesem folgten die Andern Alle in gleicher Weite von einander, gleichen Trittes nach, die Wurst auf der Achsel tragend, und der Letzte hatte sie wieder so um den Hals gebogen, wie der Erste. Man macht solche Würste nicht alle Jahre, weil sie zu viel kosten, und es ist den Ausländern ganz unglaublich, die sie nicht gesehen haben und halten's vor Lügen, so es doch die lautere Wahrheit ist.“

Dieser Wurst-Luxus stieg aber in der Folge noch weit höher, wie eine andere handschriftliche Chronik darüber meldet:

„Im Jahre 1601 den 1. Jänner haben die Fleischer allhier eine 1005 Ellen lange Wurst durch die Stadt nach dem Schlosse getragen und Ihro Fürstl. Gnaden davon etliche Ellen verehrt, weil sie innerhalb 18 Jahren keine gemacht haben. Sie sind mit Trommeln und Pfeifen aufgezogen, voran ein Führer, wohl ausgeputzt mit Binden und Federn, mit fliegender, weiß und grüner Fahne. Diesem sind gefolgt 103 Fleischhauer-Knechte, und haben die Wurst getragen. Auf beiden Seiten sind welche

hergegangen, welche die Wurst in Acht nahmen, daß dieselbe nicht Schaden litt. Im Schlosse haben sie Ihre Fürstl. Gnaden 130 Ellen von selbiger Wurst verehrt. Die ganze Wurst aber hat gewogen 22 Steine 5 Pfund, thut 885 Pfund; hat gekostet in allem 412 Thaler (den Thaler zu 36 Gr. gerechnet) 16 Gr. 3 Pfennige.

„Zu dieser Wurst haben die Kuchenbecker 8 große Strigel, und 6 runde große Kringel gebacken, haben gekostet zusammen 43 Mr. 3 Gr.“

In Zittau hielten im Jahre 1726 die Fleischhauer = Knechte am Fastnachts-Dienstag einen öffentlichen Aufzug und präsentirten dabei eine dazu gefertigte Bratwurst von 625 Ellen und 11 Zoll Länge.

Als im Jahre 1613 beinahe alle Prinzen des österreichischen Hauses vor dem Kaiser Matthias erschienen, um sich mit ihm wichtiger Dinge wegen zu unterreden, stellte ihnen zu Ehren der Kaiser ein herrliches Ritterspiel an, während welches die Fleischhauer der Stadt Wien eine Bauernhochzeit vorstellten, bei welcher auch 20 Männer erschienen, die eine 999 Ellen lange Wurst trugen.

Das Fleischer = Handwerk zu Nürnberg wurde von Kaiser Karl IV. besonders privilegiert, einen feierlichen Maskentanz halten zu dürfen (wobei ein Schönbartlaufen), an deren einem sie im Jahre 1658 eine große Bratwurst umher trugen, deren Beschreibung auf einer messingenen Tafel also angegeben ist: „Sie war lang 658 Ellen, wog 514 Pfund und die Stangen, auf welchen sie getragen wurde, waren 49 Schuhe lang. Die Träger hatten in der linken Hand Gabeln, damit sie ruhen konnten.“

Der wißbegierige Leser sieht hieraus, daß jede Zeit ihre besondern Vergnügungen gehabt hat. Heutzutage geht in der Regel Jeder auf sein eigen Häuschen, um sich Vergnügen zu machen. Eine gewisse Gemeinschaftlichkeit ist aber immer besser; man braucht aber eben nicht lange Würste umherzutragen. Gibt es ja doch sonst noch andere Zwecke, wozu man sich gegenseitig vereinigen kann, die nicht nur Freude, sondern ein nachhaltiges Zufriedensein erwecken. „Welche? darüber darf der kleine Leser nachdenken.“



## Das Heidenthum der Gegenwart.

Die christliche Bruderliebe ist in dem Werke der Mission besonders thätig, das Evangelium immer weiter und weiter auszubreiten, damit die Finsterniß des Heidenthums und ihre scheußlichen Werke verdrängt und vertrieben werden. Nicht alle heidnischen Völker stehen auf derselben Stufe der Kultur; je niedriger die Stufe der Kultur ist, je niedriger sind die religiösen Begriffe. Wir wollen dem wißbegierigen Leser hier eine kurze Uebersicht geben.

1. Die Brama-Religion war die Religion der Hindus, wahrscheinlich die älteste aller bekannten Religionen. Die Hauptlehren, welche in den heiligen Büchern, den in der längst untergegangenen Sanskritsprache geschriebenen Vedas, sich finden, sind: Das höchste Wesen ist Brama oder eigentlich Parachbrama; von ihm ist Alles ausgegangen, zu ihm kehrt Alles zurück; er ist der Ewige, der Allgegenwärtige, der Allmächtige und Allwissende. Von ihm sind ausgegangen drei andere Hauptgötter, die gleichsam als seine Stellvertreter die Welt regieren, nämlich Brama, der Alles schafft, Wischnu, der Alles erhält, und Schiwa, der Alles zerstört, nebst einer zahllosen Menge Unterгötter und Geister. Viele der letzteren aber empörten sich und fielen von Brama ab, daher dieser die Körperwelt erschuf, in welche er die Geister bannte, wo sie, bald einen menschlichen oder thierischen Körper, bald selbst eine Pflanze belebend, bis zur gänzlichen Reinigung und Wiedervereinigung mit Brama aus einem in den andern übergehen. Das ist die Seelenwanderungslehre der Hindus, und daher schreibt sich die Scheu, ein Thier zu tödten, und die Pflicht, Schaaren lästiger Thiere zu ernähren. Der Glaube: das irdische Dasein ist Strafe, der Tod des Frommen führt zur Wiedervereinigung mit Brama, zum völligen Aufgehen in ihm, und fromme Betrachtungen, Bußübungen und Mildthätigkeit gegen Priester, Tempel und Arme sind Mittel der Rückkehr, scheidet die Hindus vom Frohsinn zurück und macht sie trübe und melancholisch.

Die Götter werden unter scheußlichen Mißgestalten abgebildet, und in Tempeln, die man Pagoden nennt und welche wegen ihrer Bauart und Größe wahrhaft merkwürdig sind, verehrt. Der Hauptbestandtheil des Bramadienstes besteht darin, daß die Gözenbilder täglich in dem Wasser aus den heiligen Flüssen, deren man mehrere hat, namentlich dem Ganges, entweder von den Braminen, welche die Priester-, Gelehrten- und Beamtenkaste

ausmachen, oder auch von den Bajadern (Tänzerinnen, welche beim Tempeldienst angestellt sind) gebadet oder gewaschen, dann gefalbt und bekleidet werden; ja alle Tage wird ihre Tafel gedeckt und Abends ihr Bett gemacht. Außerdem liegen den Bekennern dieser Religion gewisse Opfer, Fasten, Almosen, Wallfahrten und Abwaschungen ob. Unter den vielen Festen, welche hauptsächlich durch feierliche Prozessionen, wobei man das Bild der Gottheit voranträgt, begangen werden, ist das sogenannte Wagenfest das berühmteste. Dieses dauert zehn Tage und wird zur Weihe einer jeden großen Pagode gefeiert, wozu eine unendliche Menschenmasse herbeiströmt. In den ersten Tagen wird das Bild der Gottheit in feierlicher Prozession und mit Musik herumgetragen, am zehnten wird dasselbe auf einem ungeheuern Wagen von mehreren Tausend Menschen herumgezogen; ja früher stürzte man sich häufig im frommen Wahn unter die Räder, um sich von diesen zermalmen zu lassen, und so schnell und sicher in Brama's Himmel zu kommen. Fürchterlich und empörend sind die Bußübungen, welche die Anhänger gewisser Mönchsorden sich aufliegen. So thun sie z. B. das Gelübde, sich weder zu waschen noch zu kämmen, dabei Tag und Nacht unter freiem Himmel zu liegen, oder unaufhörlich zu stehen, sich mit Ketten an Bäumen aufzuhängen, oder sich täglich bis auf's Blut zu geißeln. Solche Büßer betrachtet man natürlich als Heilige. Die Sitte, daß sich Frauen mit dem gestorbenen Manne verbrennen lassen, daß Alt und Jung sich in den heiligen Strömen eräufen, um bald der Seligkeit theilhaftig zu werden, ist mit dem Vordringen der Mission mehr und mehr in Abnahme gekommen. Leider bekennen sich noch 80—100 Millionen Menschen zur Brama-Religion. Nur mit der Zerstörung des Kasten-Wesens in Indien wird auch dieser schauderhafte, obgleich mit schönen Sittenlehren geschmückte Götzendienst zerfallen.

2. Die Buddha-Religion, größtentheils in China, Japan, Korea, der Mantschurei, der Mongolei und Tibet herrschend. Sie entstand etwa um 1000 v. Chr. in Hinterindien von einem gewissen Gaudama, mit dem Beinamen Buddha, d. i. der Weise, bei den Chinesen Fo genannt, der als Mensch gewordener Gott, wie es heißt, als Reformator des Bramaismus auftrat. Die Grundlehren dieser Religion sind: Gott ist eins mit der Welt, oder Gott ist die Welt und die Welt ist Gott, und alle Dinge, auch die Untergötter, sind aus dem Dasein des Weltalls hervorgegangen; die Seelen sind unvergänglich und

rinnen, welche  
waschen, dann  
e Tafel gedeckt  
den Bekennern  
Ballfahrten und  
e hauptsächlich  
der Gottheit

Wagen fest  
ird zur Weihe  
iche Menschen-  
das Bild der  
erunggetragen,  
gen von meh-  
ürzte man sich  
ich von diesen  
in Brama's  
die Buzübun-  
sich auflegen.  
ischen noch zu  
el zu liegen,  
äumen aufzu-  
keln. Solche  
sitte, daß sich  
sen, daß Alt  
um bald der  
gen der Mis-  
bekennen sich  
eligion. Nur  
ird auch die-  
u geschmückte

in China,  
Tibet herr-  
Hinterindien  
en Buddha,  
als Mensch  
Bramaismus  
Gott ist eins  
delt ist Gott,  
t Dasein des  
gänglich und

wandern nach dem Tode des Leibes in verschiedene Menschen- und Thierkörper, je nach dem Grade ihrer sittlichen Veredlung oder Entartung. Die Sittenlehre ist die schönste Seite des Buddhaismus. Sie verwirft die Qualen und Buzübungen des Bramaismus, dringt sehr auf reine Tugendübung und tadelt auf's Stärkste die Heuchelei. Dadurch hat der Buddhaismus einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die wilden Stämme Hochasiens geüßert. In jüngster Zeit, wo das Christenthum mehr Eingang gewinnt in China und den benachbarten Ländern, ist es gerade die milde Sittenlehre des Christenthums, welche so viele Annäherungspunkte darbietet, wodurch der Buddhaismus verdrängt wird und das Christenthum Raum gewinnt.

3. Der Lamaismus in Tibet und der Mongolei ist nur eine neue Form der Buddha-Religion. Der Oberpriester, Dalai Lama, der Kaiser und Papst zugleich ist, gilt für einen eingeleischtesten Buddha, dessen Seele nach seinem Tode in einen andern menschlichen Körper übergeht, und auf diese Art unsterblich fortlebt, weshalb ihm auch göttliche Verehrung erwiesen wird. Die Priester, welche hier Lamas, bei den Chinesen Bonzen heißen, machen mit Inbegriff der Mönche eine ungeheure Zahl aus, und der Tempel gibt es sehr viele. Der Lamaismus hat in seiner ganzen Verfassung viele Aehnlichkeit mit der römisch-katholischen Kirche: denn der Dalai Lama ist der Papst, es gibt nach ihm Oberpriester, Patriarchen u. s. w., welche die Angelegenheiten leiten; es gibt Mönchs- und Nonnenklöster, Ehrenbeichte, Vermittelung der Heiligen, Fasten, Weihwasser zc. zc.

Die Zahl der Menschen, welche sich zum Lamaismus bekennen, soll sich auf 280 Millionen belaufen. Sie wohnen in China, Vorderasien, im asiatischen Rußland u. s. w.

4. Die Religion des Confucius. Dieser um 550 v. Chr. aus königlichem Geblüt entsprossene Religions- und Sittenlehrer hat, wie vor ihm Moses und Zoroaster, einen weitverbreiteten Einfluß auf Mit- und Nachwelt geüßert. Der Hof und die Gelehrten in China bekennen sich zu seiner Religion, die, wie die Sinto-Religion mit dem Dairi (dem japanischen Papst) an der Spitze, wozu sich die Ersten in Japan bekennen, in ihren Hauptlehren der Buddha-Religion sehr ähnlich ist, aber noch auf reinere Jugendbildung dringt, die Unsterblichkeit der Rede mehr hervorhebt und weder Bilder noch Priester hat. Es ist sehr zu rühmen, daß ungeachtet der verschiedenen Religionen

in einem Lande, wie in China und Japan, doch keine Spur von Religionshaß sich zeigt.

5. Die übrigen Religionen der Heiden, namentlich der Indianer in Amerika und der Neger in Afrika, lassen sich durchaus in kein System bringen, jedoch sind die Begriffe der Indianer von der Gottheit weit reiner, als die der Neger. Während die Indianer wenigstens eine Obere-Gottheit, den ewigen Geist Manitou, verehren, sind die Neger in der Regel nur die stumpfsinnigsten Fetisch-Anbeter. Was ist ein Fetisch? Ein Fetisch ist ein Göze, der aus einem Stein, aus irgend einem Natur- oder selbstgefertigten Gegenstande besteht, und dem der Neger Verehrung zollt. Der Blödsinn geht bei den Negern so weit, daß sie ihren Götzen mit einer Matte bedecken, wenn sie etwas Böses thun wollen, damit er es nicht sieht; oder, wenn ihre Wünsche nicht erfüllt worden sind, sie ihre Götzen dafür durchprügeln. Fassen wir dies Alles zusammen, so kann in uns der Wunsch nur recht lebhaft werden, daß durch Sendboten (Missionare) das heilige Evangelium immer weiter verbreitet werde. Die Missionare haben einen schweren Beruf; darum ist es billig, gerne sein Scherstein beizutragen zu dem Werke der Ausbreitung des Wortes Gottes.

### Der Rodenstein.

— „Habt Acht auf die Burg während meiner Abwesenheit — zieht die Brücke auf, laßt den Thurmwart gute Umschau halten und sorgt, daß die Kriegsknechte in Ordnung bleiben. In wenig Tagen bin ich wieder hier.“

So sprach Ritter Hans von Rodenstein zu seinem alten treuen Burgwärter, indem er im Hofe, welchen rings stattliche Gebäude umgaben, von deren röthlicher Steinart das Schloß seinen Namen erhalten, zu Pferde stieg. Einige Minuten später sah man ihn, von einigen Reifigen begleitet, deren einer ein gepacktes Handpferd führte, den sanften Abhang des Hügels hinabreiten und bei einer Krümmung des Pfades im Gebüsch verschwinden.

Der Kurfürst von der Pfalz, Herr Ruprecht, den man zur Unterscheidung von seinen Nachfolgern den Alten nennt, vernachlässigte ritterliche Uebungen nicht über der Sorgfalt, welche er den Wissenschaften widmete, zu deren Nutz und Frommen er in

seiner geliebten Stadt Heidelberg im Jahre 1386 die hohe Schule gestiftet hatte, welche mit den berühmtesten Welschlands und Frankreichs wetteifern sollte, und zu deren erstem Rector er seinen treuen und weisen Rath, Marsilius von Ingheun, bestellte. Der zahlreichen pfälzischen Ritterschaft zu gefallen hatte er ein großes Turnier an seinem Schlosse ausgeschrieben, das damals schon, wie später, als Juwel unter den fürstlichen Palästen glänzte, durch anmuthige Lage sowohl, als durch Schönheit und Umfang der Bauten, welche der Kurfürst selbst größtentheils hatte aufführen lassen. Von nahe und fern zog also die Ritterschaft herbei — die Bewohner der zahlreichen Burgen, welche noch heutiges Tages in ihren Trümmern das Neckarthal, den Odenwald und die oberrheinische Pfalz verschönern. Denn Manchen gab es, der seinen Arm für stark, sein Auge für sicher genug hielt, im ersten Kampfspiele auf die Eroberung eines Preises hoffen zu dürfen. Auch edler Frauen und Mägdlein sah man viele einziehen, von geschmückten Zeltern leicht getragen, in des Kurfürsten gastliche Burg.

Hans von Rodenstein wollte nicht fehlen bei einem solchen Feste. Lange war's ruhig gewesen, und er langweilte sich auf seiner abgelegenen, in einem waldigen Winkel des Odenwaldes versteckten Burg, wo nur die Jagd in den weiten Forsten, welche sich nach Krumbach und Erbach, nach Reichelsheim und dem Malchenberge hin erstrecken, und Zechgelage mit wüsten Gefellen zu seiner täglichen Beschäftigung und Unterhaltung dienten. Denn des Ritters Gemüth war wild und roh: im Waffenlärm und in Fehden war er herangewachsen, und Jäger und Krieger waren die einzigen Gefährten des frühe Elternlosen, der nun an der Scheidelinie einer ohne Schranken durchtobten Jugend stand, ohne je der Einwirkung milderer Gefühle in seinem Busen sich bewußt worden zu sein.

Wenigen konnte die von Heidelberg gelangte Kunde willkommen sein, als ihm. Am Morgen, nachdem er sie vernommen, zog er aus; vor Abend ritt er schon über die Neckarbrücke, und fand die kleine Stadt ganz voll von Rittern und Reisigen, welche derselbe Zweck herbeigeführt hatte. Im Schloßhose waren bereits die Schranken errichtet: eine Menge von edeln Herren drängten sich hinzu und ließen ihre Schilde aufhängen, und unter ihnen herrschte der größte Wetteifer. Der bestimmte Tag kam heran: schöne Frauen saßen auf den Balkonen, welche den Kampfplatz umgaben; Stahlrüstungen blitzten, Helmbüschel flatterten,

Schwerdter klirrten und bunte Schärpen vereinten im lieblichen Farbenspiel alle Nüancen des Regenbogens. Roffe wieherten und scharren, und nie hatte man, wenn man noch das Hin- und Herrennen der Knappen, die Geschäftigkeit der Kampfrichter, das Gedränge der zum Schauen Zugelassenen bedenkt, ein so reges Leben in Friedenszeit gesehen.

Unter den Edelbamen, welche Herrn Ruprecht's fürstliche Gemahlin um sich versammelt hatte, war keine so blühend, so sittlich schön, wie das Fräulein von Hochberg, mit den Ihrigen zu dem Feste gekommen. Sie zog Aller Blicke auf sich, und Manche dachten mit stiller Freude an das Glück, vielleicht von ihren Händen den Ritterdank zu empfangen. Keiner der Edeln trug ihre Farben; denn noch war sie frei und dies war das erste Mal, daß sie bei einer solchen öffentlichen Veranlassung erschien. Die Röthe der Schaam und Verlegenheit färbte ihre Wangen, als sie so Vieler Augen bewundernd auf sich gerichtet sah. Dem Rodensteiner war's, als gehe ein neues, bisher unbekanntes Leben in ihm auf. Nur wenig hatte er bisher auf Frauenschönheit geachtet: jetzt fühlte er ihre Macht in der rauhen, durch die Rüstung, wie durch die Gefühle, mit Stahl gepanzerten Brust.

Die Trompeten, welche das Signal zum Anfang des Kampfspiels gaben, rissen ihn aus der ungewohnten Träumerei, worin er gefallen war. Das Verlangen, sich auszuzeichnen, glühte in seiner Seele, da er wußte, daß sie Zeuge davon sein würde. Sein Arm ward gestählt: mehr denn einen tapfern Ritter hob er rasch und gewandt aus dem Sattel, und ihm wurde der erste Preis zuerkannt. Es war ein kunstreich gearbeiteter Helm. Die Kurfürstin empfing ihn aus den Händen eines Pagen und reichte ihn dem Fräulein von Hochberg, diese bittend, den siegreichen Kämpfer damit zu schmücken. Marie that, in holder Verlegenheit, was von ihr verlangt wurde, und Hunderte beneideten den glücklichen Ritter, als er sich wieder erhob und vom Balkon weg zu Herrn Ruprecht trat, der ihn freundlich bewillkommnete.

Von diesem Tage an war der Rodensteiner wie umgewandelt. Der alte, wilde Geist schien aus ihm gewichen, und die ihn am längsten gekannt, staunten am meisten über die Veränderung. Von seiner Burg war er oft Tage lang abwesend — aber er lag nicht im Gehölz, dem Feinde aufpassend oder dem Wilde, wie er sonst zu thun gewohnt war. Nicht lange Zeit verging, und er zog wieder in das Thor des festlich geschmückten Rodenstein, wo die Seinigen ihn freudejauchzend und mit heitern

klängen empfangen — an seiner Seite ein Engelbild, dessen Anblick Aller Herzen gewann: Marie von Hochberg war des Beglückten Gattin geworden.

Stille, freundliche Tage verflossen nun auf der Burg, welche ehemals nur kriegerisches Getöse in ihren Hallen vernommen hatte, dem in Liebeswonne schwelgenden Paare. Der Mann, welcher einst nur in Fehden Beschäftigung, in Gelagen Unterhaltung gefunden, schien nichts Anderes zu verlangen und zu wünschen, als ungestörtes häusliches Glück. Marie pries sich selig, ein solches Wunder bewirkt zu haben, ob sie gleich die Geschichten, welche sie von ihres Gatten totem Leben vernommen, in ihrer Arglosigkeit kaum für möglich hielt. Aber zu ihrem Entsetzen sollte sie finden, daß der Teufel der bösen Angewöhnung noch versteckt war in seinem Hinterhalt. Das unthätige Leben ließ den Ritter allmählig auch an Mariens Seite Längeweile finden. Er war häufiger auf der Jagd und auf benachbarten Burgen; die alten Genossen, welche seiner oft gespottet und ihn endlich aufgegeben, sammelten sich wieder um ihn. Mit Schrecken gewahrte Marie, daß die Gewalt, die sie früher über den Gatten hatte, sich mit jedem Tage verminderte. Anfangs suchte sie, ihn zurückzuführen durch liebende Vorwürfe; dann überließ sie sich stillem Schmerze. So saß sie oft allein, Abende und halbe Nächte lang, während aus den gewölbten Hallen des Erdgeschosses wilder Jubel in ihr einsames Gemach drang. Dort zechte der Rodenstein mit seinen wüsten Gefellen. Seine Gattin war ihm gleichgültig geworden: ihr milder Sinn vermochte nichts mehr über die wiedererwachten Leidenschaften des rohen Mannes.

So brachte Marie freudenlose Tage hin, und das Einzige, was sie noch aufrecht hielt und ermuthigte, war die Aussicht, bald Mutter zu werden. Sie tröstete sich mit der Hoffnung, durch dies neue Band den Pflichtverگessenen wieder zu fesseln, die besseren Regungen von Neuem zu wecken in seiner Brust. Es ist kein Strahl zu schwach und zitternd, den nicht das beängstigte, vom Unglück getriebene Gemüth freudig begrüßt als das Licht der Erlösung.

Eines Abends saß sie in ihrem Gemach; der Tag war vorüber gegangen, ohne daß sie ihren Gatten gesehen hatte. Ihre Zofe hatte ihr berichtet, er sei schon früh Morgens mit mehreren Knechten ausgeritten. Da hörte sie im Hofraum Hufschlag und Hundegebell, und bald darauf trat der Ritter, von Kopf bis zu Fuß gerüstet, mit klirrenden Sporen ein. Sie erschrak

vor seinem Anblick; seine Augen rollten wild und auf Wange und Stirn wechselte die Röthe des Zornes mit Todtenblässe. Marie, sprach er rauh und ohne sie zu begrüßen, ich muß diese Nacht draußen bleiben. Der Ritter vom Schnellert hat mir eine Beleidigung zugefügt, welche nur durch Blut gerächt werden kann. Meine Knechte sind bereits im Hofe — ich gehe. In der Verzweiflung warf die Arme sich an seinen Hals: sie bat, sie beschwor ihn, sein Leben nicht auszussetzen, zu denken an sie, die er hilflos zurücklasse, an das Kind, das sie unter ihrem Busen trage; sie erinnerte ihn an die glücklichen Tage, die sie auf dieser Burg miteinander verlebte, an ihren Schmerz und ihre Einsamkeit. Nichts machte Eindruck auf den harten Mann: bei seinem Entschlusse beharrend, suchte er sich loszureißen von ihr, und als sie stehend und weinend ihn nicht von sich lassen wollte, stieß der Unmensch sie mit der Faust weg, daß sie ohnmächtig zu Boden sank.

Es war gegen Mitternacht, als der Ritter mit seinem Trost in dem Dickicht lag, welches die kaum zwei Stunden vom Rodenstein entfernte Schnellertsburg umgibt. Hier lauerte er auf eine Gelegenheit, die Veste seines Feindes zu überfallen. Da sah er plötzlich das dunkle Gebüsch sich mit lichtigem Schein erhellen, und eine bleiche Gestalt, welche die Züge seiner mißhandelten Gattin trug, ein todtcs Knäblein auf ihrem Arm, schwebte an ihm vorüber, indem sie ihm einen wehmüthig strafenden Blick zuwarf. Ein kalter Schauer durchrieselte seine Glieder; denn er dachte nun seiner Unthat, als die Erscheinung ihm den Tod Mariens verkündigte, die er mit ihrem Kind ermordet. Von zu später Reue ergriffen, warf er sich auf den Boden nieder — da ward er durch Lärm und Waffengeklirr fürchterlich aufgeschreckt. Sein Gegner, von dem nächtlichen Zuge durch Rundschaft in Kenntniß gesetzt, war ihm zuvorgekommen: die Seinigen waren bald umringt und niedergestossen im blutigen Handgemenge. Ein Hieb, der seine Stirn traf, machte nach kurzem Kampfe seinem Leben ein Ende.

Als die nächste Mitternacht herankam, setzte eine ungewohnte Erscheinung die Bewohner des Odenwaldes in jähen Schrecken. Ein gräßliches Geheul und Lärmen erhob sich auf dem Rodenstein: über dem Boden schwebend sah man einen gespenstischen Reiter mit erdsahlem Gesicht auf einem feuerschnaubenden schwarzen Rosse dahinfliegen, unablässig verfolgt von den Höllengeistern, die in teuflischen Gestalten, halb Menschen, halb



Thieren ähnelnd, ihn hezten, bis der Hahnenruf den ersten Morgenstrahl verkündete. So trieb er's, ewig rastlos und in nie endender Qual, Jahrhunderte lang, und mit stummer Angst vernahm das Landvolk der Umgebungen das Toben der wilden Jagd, welche ihm immer irgend ein Unglück verkündigte, und welche die Geschichte vom Rodensteiner und seiner Unmenslichkeit auch in unsern Tagen erhält im Munde der Obenwälder.

Wenn man von dem freundlichen, an Kunstschätzen und Alterthümern reichen Erbach über das Dörfchen Krumbach nach dem Felsberge zu sich wendet, um seine Naturwunder, Riesensäule und Steinmeer in Augenschein zu nehmen, kommt man an den Ruinen des Rodensteins vorbei, welche, von Waldungen umgeben, in der tiefsten Einsamkeit nicht weit von Reichelsheim auf einem niedern Hügel liegen. Das Geschlecht, dem sie gehörten, starb vor beinahe zwei Jahrhunderten aus. Die Sage vom wilden Jäger, welche in der ganzen Gegend von Groß und Klein erzählt wird, gibt dem stillen Ort und den verlassenem Trümmern etwas Unheimliches und Schauerliches. Nicht leicht erwehrt der Wanderer sich dieser Empfindung.

### Kriegsbilder aus Italien.

Der kleine Leser liest zwar noch keine Zeitung; dennoch wird er wohl schon gehört haben, daß in den letzten Jahren (1859 und 1860) Italien der Schauplatz blutiger Kriege war. Wir wollen hier nicht eine Geschichte dieses Krieges schreiben; denn die geht das fröhliche Jugendalter nicht an; wo aber eine schöne That geschehen, und sei es auch im Kriege, so müssen wir solche dem Leser vorführen. Also einige Kriegsbilder sollen hier gezeichnet werden; jedoch müssen wir, zum richtigen Verständniß, einige einleitende Worte vorausschicken.

Oesterreich hat seit langer Zeit Besitzungen in Oberitalien, so Venedig, die Lombardei und Mailand. Die Italiener, sehr unruhige Köpfe, wollen aber lieber ein Land und Volk sein, und hassen die Oesterreicher, als ihre Herren. 1848 versuchten sie es, Oesterreichs Joch abzuschütteln, allein es gelang nicht. Nun wurde der König Victor Emanuel von Sardinien durch eine Heirath verwandt mit Louis Napoleon, und als er sich des Beistands der Franzosen gewiß wußte, begannen die Unruhen in Oberitalien wieder und Oesterreich sah sich zum Kriege genöthigt.

Obgleich nun Oesterreich beim Frieden zu Villafranca bedeutende Länder hat abtreten müssen, so haben die österreichischen Truppen doch Wunder der Tapferkeit gethan; und man ist allgemein der Ansicht, wenn die Truppen besser angeführt, wenn ihnen die nöthigste Nahrung nicht entzogen worden, so würden sie Sieger geblieben sein.

### Die Wiedereroberung einer Fahne in der Schlacht von Magenta.

Nachdem am 20. Mai 1859 die Oesterreicher bei Montebello nach der tapfersten Gegenwehr dem Feinde weichen mußten, entbrannte am 4. Juni eine mörderische Schlacht bei Magenta. Die Oesterreicher warfen die Feinde wiederholt und thaten Wunder der Tapferkeit; ohne Zweifel würden sie den Sieg davon getragen haben, wenn sie zur gehörigen Zeit Verstärkung erhalten hätten, allein diese blieb aus. Dazu kam, daß der Feind bedeutend stärker und nach dem letzten Zusammenstoß durch den herbeieilenden General MacMahon mit 40,000 Mann Franzosen und Sardinier eine Hilfe erhielt, der die abgematteten, ausgehungerten braven Oesterreicher keinen Widerstand entgegenstellen konnten. Dennoch kamen wahre spartanische Scenen der Tapferkeit vor; so die Wiedereroberung einer Fahne, die wir durch eine Abbildung erläutern. Ein Fahnenträger eines österreichischen Infanterieregiments war so unglücklich, bei einem Gefecht den rechten Arm zu verlieren; die Fahne entsinkt ihm, und der daneben stehende Offizier übergibt sie dem nächsten Manne der Truppe, den aber kurz darauf eine feindliche Kugel ebenfalls zu Boden streckt. In diesem kritischen Augenblick stürzen zwei Zuaven auf das unbeschlitzte Kleinod und führen es triumphirend hinweg. Kaum hatte dies jedoch ein anderer österreichischer Infanterist gewahrt, als er allein den siegtrunkenen Zuaven nachsteilt, den ersten derselben niederschießt, den zweiten mit dem Kolben seines Gewehrs zu Boden schmettert, ihm das theure Zeichen entreißt und es unverfehrt in gerechtem Stolze zu den Seinigen zurückbringt.

Dieser Tapfere, ein Jüngling von achtzehn Jahren, heißt Bach, ist ein geborner Pfälzer, Sohn des Steuereinnehmers Bach in Sülzheim bei Germersheim. Noch nicht vierzehn Tage war er in die Armee eingereicht, als er eine so kühne That vollbrachte. Als Lohn dafür wurde er sofort zum Lieutenant erhoben.

### Eine schöne Kriegsklist.

Bei dem Auszug aus Mailand nach der Schlacht bei Magenta am 6. Juni hatte sich ein Häuflein Kroaten (also österreichische Truppen) in der großen Stadt verirrt. Sie verstanden die Sprache der Bewohner nicht, wußten nicht, wo ein und aus. Da stellten sie sich auf einen freien Platz in's Carré, Rücken an Rücken, entschlossen, zu erwarten, was da kommen würde. Das Volk umher lachte und jubelte über die leicht gewonnenen Gefangenen. Unseren Kroaten mochte die Sache doch nach und nach langweilig vorkommen; sie beriethen sich halblaut, was sie beginnen sollten, als ein ebenfalls zurückgebliebener österreichischer Arzt bei ihnen eintraf. Dieser kannte den Weg und sofort setzte sich das kleine Häuflein in Marsch. Jetzt aber änderte sich plötzlich das Benehmen des Volkes. Es will seine Gefangenen behalten. Säbel flogen aus den Scheiden, Flintenläufe erschienen an den Fenstern, die Kroaten machen sich, trotz der Bitten ihres Führers, schußfertig, um wenigstens nicht ungerächt zu fallen. Da öffnet sich ein Thor auf die Straße, eine fröhliche Schaar 8 bis 10jähriger Mädchen stürzt lachend und schwägend aus der Schule unter die Menge und die Kroaten. Da gibt der Doctor ein Zeichen, ein jeder Kroat nimmt den Kolben hoch in den rechten und ein Mädchen auf den linken Arm. Die Mädchen schreien, die Menge entsetzt sich, aber schmeichelnd und lieblosend zieht jeder härtige Kriegsmann seine kleine, braune Italienerin an sich, — die Kinder lassen sich beruhigen, die Menge erräth die Absicht der Soldaten, sich durch solche Schutzengel vor den Kugeln heimtückischer Feinde zu wahren und die drohenden Mienen verwandeln sich in lachende Gesichter und das blutgierige Geschrei in jubelndes Hochrufen. — So begleitet das Volk die wackern Kroaten bis vor die Stadt, am Thore küßt jeder Kroat noch zärtlich zum Abschied seine kleine Mailänderin, der Arzt kauft ihnen Kirschen und Melonen, bittet die Menge, dieselben wieder sicher in die Stadt zu geleiten — und weiter unbehelligt erreichen die Krieger ihre vorausgezogenen Kameraden.

### Zeichenbegängniß des Maulwurfs.

(Aus dem Taschenbuch eines Natur-Beobachters.)

Wenn Du an einem schönen Sommertage einen todten Maulwurf auf eine Rabatte wirfst und dann in gewisser Entfernung

auf der Lauer bleibst, so wirft Du etwa nach einer Viertelstunde eine große Anzahl kleiner runder Koleoptere (hartflügeliger Insekten) von schwarzer, in's Dunkelgrün spielender Farbe herbeikommen sehen. Es sind Brouze-Käfer (*hister aeneus*), welche die Toilette des Todten machen. Sie schlüpfen unter den Bauch des Maulwurfs, legen eine große Menge Eier, kriechen dann in den dichten Pelz und lösen ihn büschelweise ab, indem sie das Haar nicht etwa ausreißen, sondern mit Hülfe ihrer feinen Kinnladen förmlich rasiren. Die kleinen Haarscheerer arbeiten so eifrig, als wüßten sie schon, daß ihre Zeit kostbar ist, und daß bald ein Heer gefürchteter Konkurrenten des Thieres sich bemächtigen werde, dessen Flaum die Wiege ihrer Zungen tapeziren soll. Dies ist auch wirklich seine Bestimmung; mit einigen Stückchen Erde geknetet, wird er ein Kügelchen bilden, in dessen Mitte ein Käfer-Ei seiner Entwicklung entgegenharrt.

Nach einigen Stunden kommen andere Koleoptere herbeigeflogen, die ungefähr einen halben Zoll lang und deren schwarze Flügeldecken mit zwei Streifen von schönem Orangegeb geziert sind. Es sind dies die sogenannten Todtengräber (*neorophorus vespillo*). Ihre Ankunft nöthigt die vorhin erwähnten Käfer zur Flucht, und zwar oft schon, ehe der Pelz des Maulwurfs ganz abgeschoren ist. Diese Insekten vereinigen sich zu dreien und fünfen — nie sind es mehr oder weniger — und schreiten dann sehr emsig zur Beerdigung des Leichnams; denn sie wissen, daß, ohne diese Vorkehrung, die große Schmeißfliege das Fleisch mit ihnen theilen werde. Sie prüfen den Körper ganz genau, als wollten sie darnach abschätzen, welchen Umfang die Grube haben müsse, und sondiren das Erdreich, um zu sehen, ob es zu ihrem Zwecke tauglich ist. Finden sie dasselbe zu steinig, so kriechen sie unter den Maulwurf und schieben ihn mit vereinigten Kräften vorwärts, bis sie eine Stelle entdeckt haben, die zum Einscharren sich eignet. Dann erheben sie den Körper mit ihren Köpfen und Brustschildern, während ihre Vorderbeine sehr rasch im Boden wühlen; und bald sieht man um den Maulwurf herum einen Kreis Erde sich bilden, der immer mehr anschwillt.

Der Körper des Maulwurfs senkt sich ein wenig nach vorn oder nach hinten, und bringt, ohne seine erste Positur zu ändern, immer tiefer in die Erde. Bietet sich ein unvorhergesehenes Hinderniß dar, wie z. B. ein Stein oder eine Wurzel, so verläßt einer der Werkleute die Arbeit, recognoscirt den Gegenstand und

eilt dann zurück. Sogleich verdoppelt Alles seine Thätigkeit, um das Hinderniß zu entfernen. Man hat die Todtengräber schon dadurch in Verlegenheit gesetzt, daß man einen Maulwurf an einen in die Erde gesteckten Pfahl befestigte. Die guten Thierchen mochten so emsig graben, als sie wollten: der Körper blieb an seiner Stelle. Bald aber unterminirten sie auch den Stock, und machten so die kleine Malice, die man ihnen spielen wollte, zu Schanden.

Wenn die Vertiefung groß genug ist, um den Körper des Maulwurfs aufzunehmen, so überdecken ihn die Nekrophoren mit einer dünnen Schicht Erde. Eine Zeit von zehn Stunden reicht hin, um dieses Resultat zu gewinnen; nach anderen zehn Stunden ist der Maulwurf schon einen halben Fuß tief eingescharrt, und noch 48 Stunden später deckt ihn eine Erdschicht von ungefähr anderthalb Fuß. Jetzt erst kommen die Stunden der Feier und des Genusses. Sobald die Weibchen befruchtet sind, kriechen sie eilig wieder in die Erde, um ihre Eier auf den Körper zu legen, dessen Bestattung ihnen so viele Mühe gekostet. Ist dies geschehen, so entfernen sie sich wieder und sterben. Die Männchen haben fast unmittelbar nach der Befruchtung aufgehört, zu leben; denn die Natur hat dem Dasein dieser Insekten, wie der meisten übrigen, den Augenblick, da sie für die Fortpflanzung ihrer Gattung gesorgt, als Ziel gesetzt.

Kaum sind die Todtengräber *par excellence* verschwunden, so kommt eine Koleoptere von derselben Klasse und von der Spezies *neorophorus germanicus*. Diese genießt die Früchte einer Arbeit, an der sie keinen Theil gehabt. Sie ist gleichförmig schwarz, kommt immer allein und scheint bei dem Körper zu wachen, dessen Haut sie unberührt läßt, während sie das Fleisch verzehrt. Auch der *neorophorus germanicus* legt seine Eier in das Nas des Maulwurfs, das seinen Jungen in der Folge reichliche Nahrung gibt.

Diese kleinen Schmarotzer haben jedoch keinen so einseitigen Geschmack, daß sie bloß an Maulwürfen Gefallen finden sollten; Ratten, Mäuse, Vögel, Katzen, ja selbst kleine Hunde werden eben so sorgfältig und mit gleichem Erfolge von ihnen bestattet. Doch scheinen sie für den Maulwurf eine besondere Vorliebe zu haben; sie spüren dem todten Maulwurf bis in seine unterirdischen Gänge nach und verfahren dann mit ihm, als läge er in freier Luft. Dieser Umstand erklärt uns, warum man in den unterirdischen Wohnungen der Maulwürfe fast niemals ein todtes

Thier dieser Art findet. Henri Lecourt, einer der berühmtesten Pariser Maulwurfs-Fänger, den Cadet de Baux citirt, behauptet, daß ihm nur zwei Fälle dieser Art vorgekommen seien: einmal fand er einen weiblichen Maulwurf, der im Augenblick des Werfens verendet war; ein ander Mal lagen drei männliche Maulwürfe verendet neben der Falle, in der ihre Weibchen sich gefangen hatten. Vielleicht waren diese Männchen vor Schmerz umgekommen; denn die Anhänglichkeit des männlichen Maulwurfs an seine Lebensgefährtin ist bewundernswürdig.

### Ein Abenteuer des Oberst Boon in den Waldungen des Kentucky-Staates.

Daniel Boon, bekannter in den westlichen Staaten der nordamerikanischen Union unter dem Namen Oberst Boon, ist vielleicht der einzige weiße Amerikaner, der vor vielen Jahren die damals noch wilde, unbebaute Gegend durchstreifte, wo der Kentucky-Staat sich gebildet hat. Ein Reisender, der mit diesem Manne einer Jagd beigewohnt, wo er mehr als einen Beweis seiner Geschicklichkeit im Schießen abgelegt, brachte mit ihm die Nacht in demselben Zimmer zu. Er befragte ihn über seine Irrwanderungen, und erhielt von ihm sehr interessante Aufklärungen darüber.

Boon war von riesiger Gestalt. Seine Brust war breit, und jedes seiner Glieder verkündete eine außerordentliche Muskelstärke. Der Ausdruck seines Gesichts war, obgleich wild, doch wohlwollend, und verrieth auf den ersten Blick seinen muthigen, unternehmenden, beharrlichen Charakter. Er hatte die Gewohnheit, unausgekleidet sich schlafen zu legen. Sein liebstes Bett war der nackte Boden. Wenn er seine Abenteuer erzählte, bemerkte man an der Einfachheit seiner Worte, an seinem ganzen Vortrage und an seiner Haltung, daß er die vollkommenste Wahrheit sage.

„Ich jagte eines Tages am Green-River,“ erzählte er. „Der untere Theil des jetzigen Kentucky-Staates war noch eine Wildniß. Des Landes Eingeborne waren noch seine alleinige Herren. Wir Virginier hatten seit einiger Zeit mit ihnen Krieg zu führen begonnen, und ich selbst war, mit mehreren anderen, auf Verfolgung der Rothhäute mit demselben Eifer ausgegangen, als heute auf die eines wilden Thieres.“

„Diesmal waren die Indier jedoch geschickter als ich, und in einer finstern Nacht, wo ich es am wenigsten erwartete, wurde ich von ihnen aufgehoben. Sie hatten ihren Plan gut erfonnen. Denn kaum hatte ich mein Feuer ausgelöscht, und mich, in meinem Mantel gewickelt, gemächlich gestreckt, als ich mich auf den Bauch geworfen und so fest gebunden fühlte, wie wenn ich unverzüglich hingerichtet werden sollte.“

„Mich zu vertheidigen war unmöglich. Ich ließ mich also ohne Widerstand, ohne ein klagendes Wort auszustoßen, in ihr Lager bringen. Mein einziges Bestreben ging dahin, den Eingebornen zu beweisen, daß ich den Tod mit derselben Gleichgültigkeit erwarde, wie der unerschrockenste ihrer Krieger.“

„Im Lager wurden meine Begleiter mit den größten Freuden-Bezeugungen empfangen. Zwei Sqaws (Frauen) und einige Papuhs (Männer) geriethen beinahe außer sich, als sie mich ansichtig wurden, wahrscheinlich weil sie mich als die Ursache des Todes mehrerer ihrer Angehörigen betrachteten. Ihren Worten und ihren ausdrucksvollen Zeichen nach konnte ich schließen, daß meine Todes-Marter am nächsten Morgen beginnen sollte.“

„Bei alledem blieb ich kalt. Ich öffnete nicht ein einziges Mal den Mund, bemühte mich dagegen, in meinem Kopfe ein Mittel zu ersinnen, dem mir bevorstehenden Schicksal zu entrienen. Das Unternehmen war nicht klein. Die Weiber durchsuchten meine Taschen, und nahmen, was sie darin fanden. Glücklicherweise hatte ich gerade eine volle Brantwein- oder Monongahela-Flasche, bei deren Anblick ein allgemeines Freuden-Geschrei erschallte.“

„Ich durfte jetzt wieder hoffen. Denn es war vorauszu-sehen, daß die Wilden sich betrinken würden. Sie schlugen sich auf den Bauch, sangen, und reicheten sich einander das berauschende Getränk. Gern hätte ich gewünscht, daß die Flasche zehnmal größer sei. Ich bemerkte, daß die Weiber gieriger tranken als die Männer, was mir anfänglich gar nicht lieb war.“

„In demselben Augenblicke fiel in geringer Entfernung ein Schuß. Die Männer griffen sogleich zu den Waffen und entfernten sich, um zu sehen, ob ihrem Lager Gefahr drohe. Die Frauen setzten sich und tranken die Flasche leer. Bald erzeugte der Brantwein seine Wirkung, und ich bemerkte, wie eine nach der andern einschlief.“

„Sogleich beschloß ich, meine Zuflucht zu dem alleinigen, zu meiner Rettung mir übrig bleibenden Mittel zu nehmen. Ich

rollte mich an's Feuer, und bemühet mich, die um mich geschlungenen Stricke zu verbrennen, was mir endlich gelang. Kaum hatte ich diese abgelöset, als ich mich einigemal ausstreckte, um die erstarrten Glieder wieder etwas geschmeidig zu machen, wozu nach ich einen Karabiner ergriff, und mit der größten Schnelligkeit entfloh."

"Bald erreichte ich den Fluß. Bevor ich ihn jedoch durchschwamm, wollte ich den Ort bezeichnen, wohin man mich gebracht, weshalb ich in eine hübsche junge Esche drei tiefe Einschnitte machte. Ich schwamm sodann an's andere Ufer, und versenkte mich in's Schilf, das in Kentucky so häufig ist, und das ich auf die Weise der Indier durchschritt, damit sie nicht im Stande seien, meine Spur zu unterscheiden von der ihrigen. So gelang es mir, zu entkommen."

"Viele Jahre verstrichen seitdem, ohne daß ich Gelegenheit hatte, den von mir bezeichneten Baum wieder aufzufuchen. Endlich kam ich doch einmal in dieselbe Gegend. Nur mit Mühe konnte ich die Esche wieder finden. Sie war seitdem groß geworden, und Rinde hatte die bezeichnete Stelle bedeckt."

"Indessen war mir der Ort zu bekannt, alle Gegenstände, welche ich während meines Abenteuers gesehen, waren meinem Gedächtnisse noch zu gut gegenwärtig, als daß ich nicht die Stelle hätte erkennen sollen, wo ich mich in den Fluß gestürzt. Von da ging ich beinahe blindlings oder instinktartig gegen einen Baum. Es war eine Esche; aber groß und stark, auch ohne äußere Spur eines Einschnittes. Doch wußte ich jetzt zuversichtlich, daß ich diesen und keinen andern Baum bezeichnet hatte. Ich brach einen Theil der Rinde ab, und entdeckte richtig meine drei Einschnitte im Stamm."

"Einige Zeit nach meinem Abenteuer hatte man denselben Baum zur Bezeichnung der Eigenthums-Grenzen eines Virginiers gewählt, der sich in Kentucky niedergelassen. Er wurde später die Ursache eines Prozesses zwischen dem Virginier und seinem Nachbar. Ich wurde als Zeuge vorgeladen, um die Identität des Baumes, den man im Lande nur die Esche des Oberst Boon nannte, zu bescheinigen. Meine Aussage trug zur Entscheidung dieses Grenzstreites das Meiste bei."



un=  
um  
um  
vo=  
fig=

r<sup>ch</sup>=  
ge=  
in=  
und  
und  
im  
en.

heit  
nd=  
i<sup>he</sup>  
ge=

ide,  
Ge=  
esse  
da  
m.  
our  
ich  
nen  
itte

ben  
ers  
die  
r<sup>ch</sup>=  
des  
pon  
ung

21.

